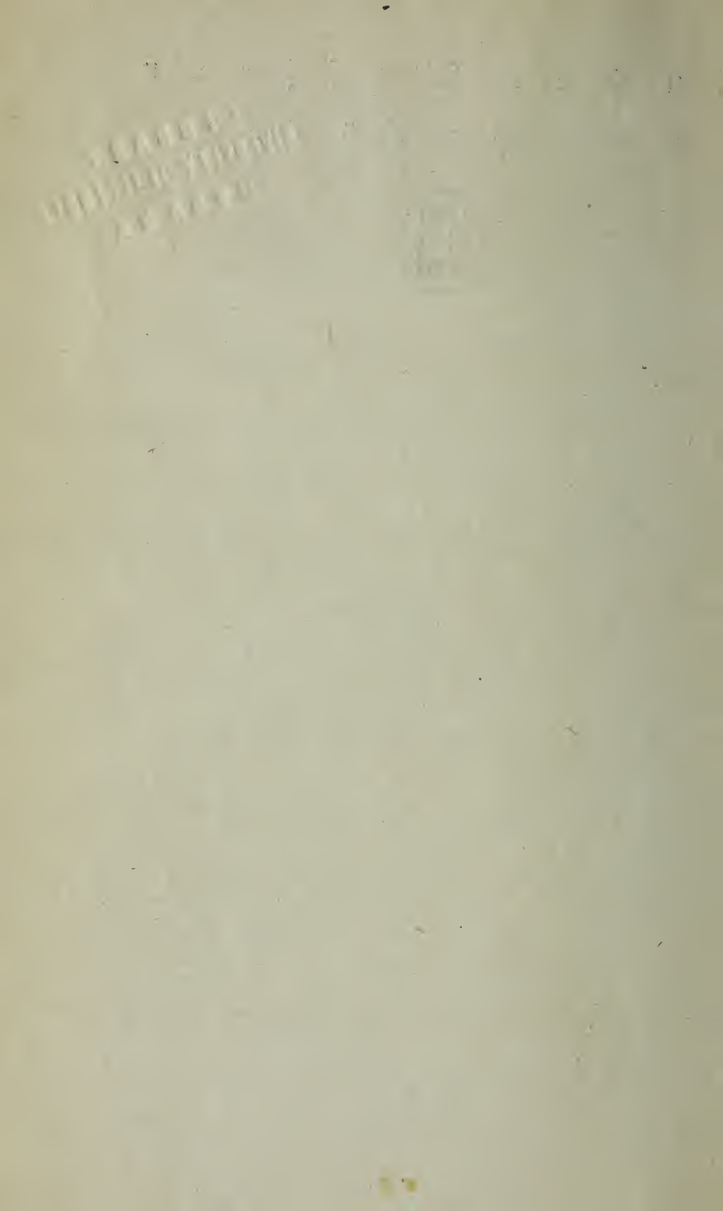

AN DEN WASSERN VON
BABYLON
EIN FAST HEITERES JUDENBUCH
GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

An den Wassern von Babylon





An den Wassern von Babylon

Ein fast heiteres Judenbüchlein

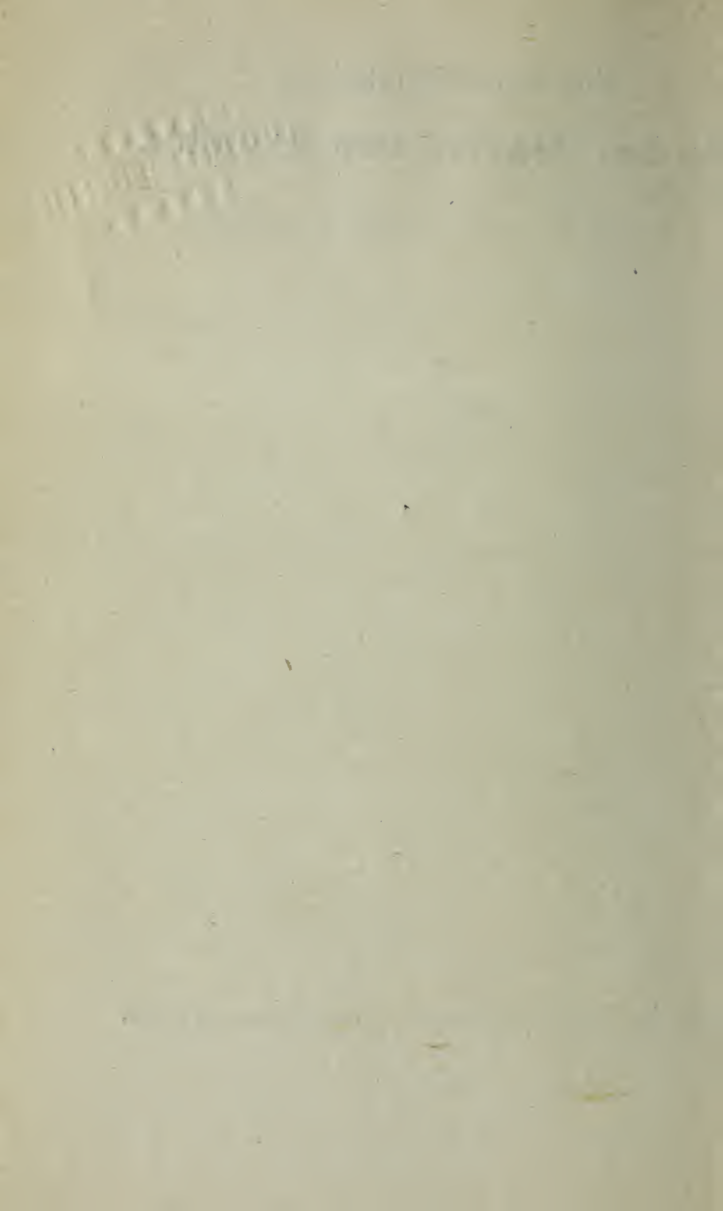
Georg Müller / München 1920

Hermann Sinsheimer, An den Wassern von Babylon / Lion Feuchtwanger, Gespräche mit dem Ewigen Juden / Fritz Cassirer, Breviarium Judaicum / Paul Schlesinger, Anekdoten.

Umschlagzeichnung von Ernst E. Stern

Hermann Sinsheimer

An den Wassern von Babylon



I

Das pfälzische Dorf Freinsheim, in dem ich geboren bin, fließt über von Geschichte, Wein und Obst.

Eine schwere, dunkle Stadtmauer panzert um versonnene alte Häuser.

Zwei Tore, das Eisentor und Heimtor, öffnen nach Süden und Norden den Weg.

Der führt über welliges Gelände durch Wälder von Obstbäumen zu Weinbergen und wieder Weinbergen und nochmals Weinbergen.

Am Goldberg wächst der beste Tropfen. Als ich in späteren Jahren einen Glaubensgenossen dieses Namens kennen lernte, schnalzte ich unwillkürlich mit der Zunge: Gute Marke!

Freilich war der Mann ein Wechselfälscher.

In meiner frühesten Jugend nun spielte zuerst das Obst eine Rolle. Mit Kirsch-, Apfel- und Birnbäumen schloß man, wie mit Menschen, Freundschaft. Und man hatte etwas davon, wenn auch, nach Frostnächten oder Mißjahren, die Enttäuschungen nicht ausblieben.

Als wir etwas älter wurden, reizte uns Buben die Geschichte.

Unser armes Dorf wurde im Spanischen Erbfolgekrieg hart mitgenommen. Die stolze Feste fiel. Unser Wein rann, zum Teufel, durch „welsche" Kehlen. Und viel Gold und Schmuck soll damals vergraben worden sein.

Wir Jungen wußten die Stellen, wo die Schätze lagen. Wenn wir an ihnen vorbeigingen, wurden wir still und blinzelten uns zu.

Aber wir haben nie danach gegraben. Wir wußten, warum: wo Gold lag, da streckten die Bäume ihre Wurzeln hin. Und gräbst du nach dem Gold, so gräbst du zugleich den Bäumen die Wurzeln ab.

Wir haßten nichts mehr als den Spanischen Erbfolgekrieg. Wäre der nicht gewesen, so wäre unser Dorf heute gewiß eine stärkere Festung als Metz und vielleicht sogar die Hauptstadt von Deutschland. Es wäre ihm doch ein Leichtes gewesen, Berlin auszustechen, das so unendlich weit vom Rhein wegliegt. Überdies soll es in Berlin so gut wie keine Obstbäume geben, nur Linden.

Einer von uns sagte einmal mit Recht: Ich möchte nicht dem Kaiser sein Bub sein. Von der Krone allein wird man nicht satt. Wo nimmt denn der die Kirschen und Äpfel und Birnen und Kastanien und Zwetschgen und Mirabellen her? Der Sohn unseres Polizeidieners

versprach uns, er wolle einmal durch seinen Vater den Kaiser darüber befragen lassen.

Wie dem auch sei, der Spanische Erbfolgekrieg war an allem schuld.

Wir konnten uns unter diesem Ungeheuer nicht viel vorstellen, aber doch so viel, daß er von unten her aus Afrika gekommen war. Er hatte schwarzes Lockenhaar, eine riesige Adlernase und eine Kanone um den Hals.

Die Kanone hatte er damals auf dem Goldberg aufgestellt. Es war heute noch im Boden eine Dalle davon.

So gegen Abend herum dachten wir manchmal, nun könnte es leicht sein, daß der Spanische Erbfolgekrieg plötzlich wieder erscheint. Dann wurden wir ganz leis oder überaus laut. Wir rundeten unsere Hände als Fernrohre vor den Augen und sahen über die Felder nach den Bergen, ob der Spanische nicht im Anzug sei.

Wir wollten es dann beizeiten dem Polizeidiener und dem Feuerwehrkommandanten melden.

Unser Herz klopfte stark, aber wir hatten Mut und wollten es dem krummnäsigen, schwarzhaarigen Afrikaner schon zeigen. So leicht wie damals sollte er es nicht wieder haben. Wir hielten die Wacht.

Und richtig! An einem Märzabend kam er. Die Sache und jener Tag sind wichtig genug, um ausführlich dargestellt zu werden.

Es war so um das Jahr 1890 herum. Die paar Mandelbäume hatten früh geblüht und waren einer

Frostnacht erlegen. Sie sahen grau und schwarz aus. Ein trauriges Bild! Wir machten uns für dieses Jahr auf das Schlimmste gefaßt. Auf Hungersnot und dergleichen.

Der Sohn des Baders Haubeil, der schon wegen seines Namens als der Stärkste und Verwegenste unter uns galt, machte den Vorschlag, ob wir nicht insgeheim den Rhein hinunter nach Amerika fahren sollten zu unseren Verwandten (wir hatten alle, denn jeder Pfälzer hat in Amerika Verwandte). Von dort aus könnten wir den Freinsheimern Geld und Orangen und Kognak schicken, das wachse ja da drüben alles wild.

(Der kleine Haubeil hatte sein Schicksal damals schon im Blut. Denn einige Jahre später machte sich sein Vater, der lieber trank als rasierte, mit Kind und Kegel nach Amerika auf, und vielleicht hat mein Freund Karl Haubeil im Krieg Granaten gegen uns gedreht.)

Da war nun ein Tag im März, übergossen von Licht und Sonne.

Morgens war der Storch angekommen. Aber nicht mehr der alte, der bei irgendeinem in Dunkel gehüllten Abenteuer ein Auge eingebüßt hatte und mit dem andern äußerst zynisch zu blinzeln pflegte. Sondern ein junger, fast eleganter Herr in Begleitung der alten Störchin, die mit ihrem neuen Gemahl auf die ungeziemendste Weise von der Welt heitere Konversation machte, als ob nichts geschehen wäre.

Wir waren mehr als bestürzt und entschlossen, der sauberen Dame ein paar Steine des Anstoßes, den wir an ihrem Gebaren nahmen, um den Schnabel sausen zu lassen.

Der Sohn des Polizeidieners, der seinem Vater die Glocken läuten und die Kirchenuhr aufziehen half, hatte gegen das Storchenehepaar mancherlei vor, von dem er uns nicht eher sprechen wollte, bis es getan war. Er war ja von uns allen der Nächstbetroffene.

Wir waren also sehr aufgeregt.

Es kam hinzu, daß am Mittag eine Bärentreiberfamilie durch das Dorf gezogen war. Einige wollten gesehen haben, daß der Bärentreiber ein altes Hufeisen, das er auf der Straße fand, wie Brot zerbrach und aß. Anton Haubeil behauptete, der Bärentreiber habe erzählt, er sei einhundertsechsundfünfzig Jahre alt und komme aus dem Golf von Biskaya, wo seine Schwiegermutter ein Schloß habe, in dem Schwarzamseln auf Bäumen wachsen und Weintrauben die Größe von Kürbissen erreichen.

Nochmals also: wir waren aufs äußerste erregt.

In sanften Schleiern ging der Abend nieder. Wir saßen um das ‚Schwarze Kreuz', eine schwarzgraue Steintafel auf mannshoher Säule, auf der der Kreuzestod Jesu verwitterte.

In den Weinbergen dunstete ein dünner Nebel. Da begann, wie wir wußten, Bacchus den Wein fürs Jahr

zu kochen. Und wir ängstigten uns, da doch die Mandelblüten erfroren waren, daß ihm das Feuer ausgehen könnte.

Von den Bergen fiel Wind über das Feld. Die noch unbelaubten Bäume knirschten. Die Sonne stand hinter dem Berg und spritzte ihr letztes Feuer auf das schwarze Kreuz.

Wir sahen, dumpf und stumm und übermüde von den Aufregungen des Tages, dem Feuerspiel zu.

Rund um das Bild des Kreuzestodes zog sich eine vom Regen ausgewaschene Rinne. Das rote Licht der Sonne spülte durch diese Rinne, so daß man meinen konnte, es fließe Blut in ihr.

Da begann einer — ich glaube, es war Jean, der Sohn des Blechschmieds — zu erzählen.

Diese Rinne hätten die Juden ausgemeißelt und legten, so oft einer von ihnen vorübergehe, Geldstücke hinein, teils aus Mitleid mit dem von ihnen gekreuzigten Heiland, teils zur Sühne für ihre Freveltat und weil sie hofften, der Heiland würde wiederkommen.

Wir sahen mit noch starreren Augen als vorher zu dem Bild auf und zu der Rinne, in der die Sonne glühte.

Wir ängstigten uns, und ohne daß einer mit dem anderen sprach, dachten wir gewiß alle an den Spanischen Erbfolgekrieg.

Der Sohn des Stationsvorstehers begann die ‚Wacht am Rhein' zu singen. Wir sangen alle mit.

Keiner dachte ans Nachhausegehen. Wir ahnten, daß etwas Unheimliches kommen müsse.

Und es kam: Plötzlich stand ein großer, bleicher, schwarzhaariger Mann, mit einer häßlichen krummen Nase vor uns — verstaubt, verdreckt, verkommen.

Er trug ein Bündel auf dem krummen Rücken. Seine großen Augen hatten schreckliche Ränder, und seine Ohren standen unter dem schmierigen Hut weit vom Kopfe ab.

Wir saßen wie gelähmt. Von Flucht war keine Rede mehr. Wir warteten auf unsern Tod, denn der hatte doch die Kanone auf dem Rücken. Er wird uns gewiß zermalmen.

Statt dessen aber wünschte er uns mit gurgelnder Stimme guten Abend. Wir wagten den Gruß nicht zu erwidern.

Dann fragte er:

„Wouhnen in diesem Dorfe Juden?"

Keiner antwortete, ich wurde überrot. Der Fremde sah von einem zum andern. Er merkte wohl unsere Angst, denn er lächelte.

Der Sohn des Stationsvorstehers hatte schwarzes Haar und eine leicht gekrümmte Nase.

Der Fremde wandte sich an ihn:

„Kannst du mich zur Wouhnung eines Juden führen?"

Da trat ich rasch vor und sagte:

„Mein Vater ist ein Israelit."

Da fuhr mir der Fremde durchs Haar und sagte anerkennend:

„Blondes Jüngelche! Du bist e gutes daitsches Kind."

Und indem er mich bei der Hand nahm:

„Haste auch mitgesunge das scheene Lied von die Wacht am Rhein? Scheen haste gesunge."

Wir gingen dem Dorfe zu. Der Fremde führte mich an der Hand. Die anderen Knaben drängten sich um mich. Wir tuschelten leise, wer wohl der Mann sein möge.

Wir sahen, daß er arm, krank und schwach war. Das war nicht der Spanische Erbfolgekrieg!

Schließlich verloren sich die anderen Jungen in den Häusern ihrer Eltern; ich ging allein mit dem Fremden. Er ließ meine Hand nicht los.

Da faßte ich mir ein Herz und fragte ihn, woher er komme.

Aus Rußland, sagte er, und man habe ihn vertrieben und seine Frau und Kinder getötet, und wenn er genug Geld habe, wolle er nach Jeruschalajim.

Ob ich mit ihm gehen wolle, fragte er lächelnd.

Da zog ich resolut meine Hand aus der seinen und fragte dagegen, ob es dort auch Weinberge und Kirsch- und Apfelbäume und den Rhein und einen Kaiser gäbe.

Der Fremde lächelte wieder und sagte, das alles und noch viel mehr gäbe es dort; aber er fügte hinzu:

„Die ‚Wacht am Rhein' kannste dort nicht mehr singe."

Ich fragte trotzig dagegen, warum denn nicht!

Da sagte er etwas von den Wassern zu Babel und von Harfen und vom Liedersingen in fremden Landen.

Ich verstand nicht, was er meinte. Aber unser Gespräch und auch das äußere Erlebnis dieses Tages hatte damit ein Ende.

Wir waren zu Hause. Hier wurde der fremde Mann besser aufgenommen als ich selbst. Er wurde bewirtet, während ich, wegen meines langen Ausbleibens, hungrig ins Bett gehen mußte.

Erst am nächsten Tage erfuhr ich, daß der Mann ein „Polack" gewesen und noch am gleichen Abend weitermarschiert sei.

Meine Mutter erzählte mir auf meine erregten Fragen, daß es die Juden in Rußland sehr schlimm hätten, daß Mord und Totschlag an ihnen verübt werde und daß sie, wenn es dem Kaiser von Rußland passe, vertrieben werden könnten.

Das alles erzählte ich meinen Freunden, aber sie glaubten mir nicht. Sie glaubten, ich wolle renommieren.

Es gab deshalb Zank und Streit. Der Sohn des Baders erklärte: „Dann könnten wir dich ja auch totschlagen oder fortjagen, denn du bist ja auch ein Jude."

Die anderen brachen über diese Worte in schallendes Gelächter aus.

Ich aber wurde still und ging traurig davon. Wehmütig betrachtete ich viele Tage die alte Mauer, die alten Tore, die alten Häuser, die Obstbäume und die Weinberge, das geliebte schwarze Kreuz und die anderen Herrlichkeiten und Heimlichkeiten, in denen ich lebte, und fühlte mich nicht mehr so sicher in ihnen wie bisher.

Um so tiefer liebte ich sie. Und ich beschloß in meiner kindlichen Starrköpfigkeit, Freinsheim nie zu verlassen.

Für den Fall aber, daß man mich eines Tages fortjagen wollte, beschloß ich, mich mit Händen und Füßen an das schwarze Kreuz zu klammern. Und eher sollte der graue Stein aus der Erde gerissen werden, als es irgendwem gelingen sollte, mich zu verjagen.

So oft wir aber in der nächsten Zeit das Lied von der Wacht am Rhein sangen, dachte ich an die dunklen Worte des Fremden vom Liedersingen in fremden Landen und von den Wassern zu Babel, unter denen ich mir aber nichts anders vorstellen konnte, als eben ... den Rhein.

Denn der Rhein war für mich der Inbegriff des Wassers, des Liedes, des Glücks.

An den Spanischen Erbfolgekrieg aber glaubten wir seit jenem Erlebnis in der Dämmerung alle nicht mehr.

Warum, weiß ich nicht.

II

In der Volksschule nahm ich, da meine Geschwister und ich die gesamte jüdische Dorfjugend darstellten, am protestantischen Religionsunterricht teil.

In der dritten Klasse erklärte uns der Lehrer, Jesus Christus sei ein Jude gewesen, und fügte hinzu:

„Genau so wie der Hermann Sinsheimer."

Aller Augen richteten sich auf mich. Dies war das zweite Mal, daß ich wegen meiner jüdischen Herkunft errötete.

Ich schämte mich vor Stolz.

Sogleich aber fügte der Lehrer scharf hinzu:

„Freilich hat Jesus nie Kirschen gestohlen."

Die ganze Klasse kicherte; denn ich war am Tage vorher mit meinen Freunden vom Lehrer beim Überfall auf einen seiner Kirschbäume erwischt worden.

Ich wurde wiederum rot und schämte mich so sehr, daß mir Tränen in die Augen traten.

Immerhin hatte meine vom Lehrer betonte enge Beziehung zu Jesus solchen Eindruck gemacht, daß mich meine Mitschüler und Freunde, besonders aber die Mädchen unserer Klasse, in der Pause und die Tage darauf mit besonderer Hochachtung behandelten.

Ich begann den Jesusknaben zu lieben und war, trotz der gegenteiligen Meinung unseres Lehrers, überzeugt,

daß auch er sich manchmal an fremden Kirschen vergriffen habe.

Ich versuchte mir nun den Sohn der Zimmerleute Josef und Maria so recht leibhaftig vorzustellen.

Es gab in unserem Dorf auch einen Zimmermann. Er hieß Fuchs und war trotz dieses verdächtigen Namens ein rechtschaffener Mann und hatte eine ebenso rechtschaffene Frau.

Die Beiden aber hatten dreizehn Kinder.

Diese waren, wie die Eltern, weit unter dem Durchschnitt klein und, von ihrer Mutter her, flachsblond und, wiederum von der Mutter, ziemlich wild und ausgelassen, während ihr Vater, ein dünner Mann mit einem Knebelbart, still neben der alljährlich zunehmenden Familie dahinlebte — seiner Arbeit und ein bißchen auch seinem Zimmermannsdurste nachgehend.

Ich war mit einigen Fuchs-Kindern eng befreundet und zwar aus nicht ganz uneigennützigen Motiven. Denn im Hofe ihres Vaterhauses konnte man für allerhand (nicht immer gute) Zwecke Latten und Prügel, Abfälle des Zimmererhandwerkes, finden.

In dieses Haus und in diese Familie versuchte ich den Jesusknaben hineinzudichten.

Das war nicht leicht. Der alte Fuchs mochte zur Not noch ein Josef sein. Er sprach wenig, hatte immer sorgenvolle Augen und verabreichte nur ganz selten einem seiner vielen Kinder eine Tracht Prügel.

Er war ein wirklich frommer und geduldiger Mann. Am Karfreitag ging er sogar in die Kirche.

Die Mutter aber, zwar ebenfalls fromm und eine gute, tüchtige Frau, konnte mir als Maria nicht genügen.

Sie sprach rasch und sehr laut, kurz: sie stak, wie man zu sagen pflegt, in einer sehr rauhen Schale.

Ihren Sohn Anton, zwei Jahre älter als ich, erhob ich bei mir zum Jesusknaben.

Er machte mir viel Kummer. Vom kleinen Jesus heißt es, daß er zunahm an Alter, Weisheit und Verstand. Sein Freinsheimer Ebenbild beschränkte sich leider darauf, an Alter zuzunehmen. Er war ein Schmerzenskind seiner Lehrer.

Überdies war er jähzornig, gewalttätig und überhaupt einer der wildesten von uns allen.

Dafür aber hatte er eine Eigenschaft, die mich sehr rührte. Er half jedem, er teilte mit jedem, was er hatte, und er war stets bedeckt mit Wunden, Beulen und blauen Flecken.

Ach, er war ein Dulder, und ich liebte ihn mit verschämter Liebe. Manches Butterbrot, manchen Apfel und manches Stückchen Schokolade habe ich mit ihm geteilt.

Ein merkwürdiger Zufall erleichterte es mir, in ihm trotz aller Mängel doch meinen Jesusknaben zu sehen.

Er hatte einen Onkel, Bruder seiner Mutter, der hieß Anton Christ!

Dieser Onkel, ebenfalls Zimmermann und Handwerksgeselle bei seinem Schwager, war allerdings ein rechter Saufaus. Aber er hieß nun einmal Christ — und dieser heilige Name ließ mich auch ihn lieben, da er ja meinen Phantasien vom Jesusknaben so schön entgegenkam.

Einmal hatte ich das Glück, mit seinem Neffen ihn nach Hause zu führen. Es war ein schweres Stück Arbeit. Denn der gute Anton Christ lag, als wir ihn fanden, schlafend in einem Straßengraben. Es war Herbst, und der Arme fror gewiß jämmerlich.

Anton und ich richteten ihn auf und setzten ihn und uns in, wenn auch noch so schwankende, Bewegung.

Wir fielen oft zu dreien hin, manchmal auch einer allein; aber schließlich ermannte sich Onkel Christ so weit, daß er, von uns beiden nur leicht gestützt, immerhin in schönen, weitausholenden Bogen fürbaß schreiten konnte.

Kam ein Fuhrwerk oder ein Radfahrer des Wegs, so bremsten wir und blieben — drei Wanderer, die keine Eile hatten, — so lange stehen, bis das Verkehrshindernis vorüber war.

Onkel Christ hatte uns beide zärtlich um die Köpfe gefaßt.

Es war spät am Nachmittag, und es nebelte stark.

Man sah nicht viel. Man hörte Winzer und Winzerinnen, die von der Weinlese nach Hause gingen, Herbstlieder singen.

Ich war sehr glücklich und fühlte mich als eine Gestalt der biblischen Geschichte, wie ich mit meinem Jesusknaben den Onkel Christ heimgeleitete!

Dieser begann, als wir uns dem Dorfe näherten, zu singen. Das machte er immer so. Erst mehrere Jahre später erfuhr ich den Grund: er hatte ein streitbares Weib zu Hause, und je mehr er sich in seinem Rausch dem Hause näherte, desto stärker meldete sich die Angst, die er singend zu überwinden sich bemühte.

Nun aber muß, bevor sie selbst handelnd und störend in unsere Idylle hineintritt, rasch ein Wort über Christs Frau gesagt werden.

Sie war zwei Köpfe größer als ihr Mann, schwarzhaarig, schwarzäugig und von dunkler Hautfarbe. Sie stak immer in schmutzigen, aber irgendwie bunten Lappen. Sie war im Dorf verachtet und sprach wenig. Sie hieß Lastine.

Sie war mir unheimlich. Als ich, fünfzehn Jahre später, Rechtspraktikant an einem benachbarten Amtsgericht war, erfuhr ich ihr Geheimnis:

Sie war mit Schirmflickern ins Dorf gekommen, hatte sich mit dem guten Anton Christ eingelassen, war wieder weitergezogen, aber nach Monaten mit einem

Säugling, als dessen Vater sie den Anton Christ bezeichnete, zurückgekehrt.

So wurde sie des gläubigen Christ Eheweib. Ihr wirklicher Vorname, den Bequemlichkeit und Witz der Freinsheimer in Lastine verwandelt hatte, war Scholastika.

Als mir Anton Christ dies alles in der Amtsgerichtskanzlei erzählte, war sein Kopf bis auf Augen, Nase und Mund in Verbandsstoff gehüllt, hinter dem er, wie er mir durch Vorlage eines ärztlichen Zeugnisses bewies, aus sieben Wunden blutete. Seine Frau und ein Schürhaken spielten in seiner Erzählung eine wahrhaft erschütternde Rolle.

Dies wissend, wirst du, mein Leser, was nun an jenem herbstlichen Nachmittag geschah, erst ganz verstehen und würdigen!

Wir zogen, wir Drei, wie gesagt, schwankend dem Dorfe zu. Anton Christ sang. Gerade war er mit seinem Lied zu Ende, und er begann von neuem mehr zu deklamieren als zu singen:

„Wo du nicht bist,
Herr Jesus Christ,
Da schweigen alle Lieder."

Ich sah fast andächtig zu Anton Christ auf, freudig erschrocken, daß er seinen heiligen Namensvetter nannte.

Oh, was mochte in diesem unscheinbaren und verkommenen Mann versteckt sein!

Er liebte Jesus gewiß und dachte oft an ihn und wußte viel von ihm.

Ich nahm mir vor, ihn darüber zu befragen, wenn ich ihn einmal, was allerdings selten geschah, nüchtern treffen sollte.

Ich wiederholte den Vers und fand ihn sehr schön. Und Anton Fuchs sprach ebenfalls den Vers nach.

Wir waren, wir Drei, in einer weihevollen Stimmung.

Da holte uns eine Gestalt ein.

Sie tauchte riesengroß aus dem Nebel auf, einen Herbstzuber unterm Arm auf der Hüfte tragend.

Es war Lastine. Sie war der ihr vertrauten Stimme nachgegangen und schwang nun streitbar ihren Zuber über unseren Häuptern.

Anton Christ hielt stumm die Arme vor sein Gesicht. Dumpf klangen ein paar Schläge gegen Christs magere Knochen.

Da sprang der kleine Anton Fuchs an seiner Tante hoch und suchte ihr den Zuber zu entreißen. Eine kleine Handbewegung der riesigen Lastine und der kleine Anton lag im Dreck, während sie sich auf ihren Mann stürzte.

Aber sie hatte die Rechnung ohne mich gemacht. Ich sprang ihr ins Kreuz. Wieder eine Handbewegung der Riesin und ich lag neben Anton.

Wir waren rasch wieder auf den Beinen, und es entstand nun ein minutenlanges Geräufe, das damit

endigte, daß wir drei Mannskerle, Onkel Christ immerhin ziemlich unversehrt, am Boden lagen.

Lastine schrie nun und tobte, aber sie sah uns nicht mehr. Der Nebel lag zu dicht. Ihr schwarzes Zigeunerauge konnte ihn nicht mehr durchdringen.

Wir krabbelten, selbdritt, leise am Boden in den Straßengraben und warteten, wort- und atemlos, bis sie sich schimpfend verzogen hatte.

Dann setzten wir unseren Weg fort.

Der kleine Anton kicherte und grunzte vor Freude. Er blutete über dem Auge und an beiden Händen. Ich hatte eine eiförmige Beule an der Stirne.

Onkel Christ verschwand, uns Grüße an unsere Eltern und an seine Frau auftragend, im ersten Wirtshaus an der Straße.

Anton und ich gingen müde nach Hause. Anton rekapitulierte die einzelnen Phasen des Kampfes. Er war mit dem Erfolg zufrieden und fuhr fort, sich unbändig zu freuen.

Ich hielt mir die schmerzende Stirne und war weder stolz noch froh.

Am nächsten Tag fühlte und wußte ich, daß mein Traum vom Jesusknaben und von der heiligen Familie ausgeträumt war.

In kindlichem Trotz hielt ich dennoch daran fest, daß Anton Fuchs ein Jesusknabe sein könnte, wenn er nicht in eine falsche Familie geraten wäre. Und ich

beschloß, wenigstens ihn selbst meinem Ideale anzunähern.

Das machte das Unglück vollständig.

Tat er etwas Verbotenes oder Rohes oder auch nur Überstürztes — und das geschah täglich —, so bat ich ihn, das nicht zu tun, machte ihm Vorhaltungen, ermahnte und schimpfte ihn und ließ ihm keine Ruhe.

Das erboste ihn sehr. Er begann mich geflissentlich teils zu ärgern, teils zu meiden.

Nach einigen Wochen beschloß ich, ihn als Jesusknaben abzusetzen.

Dies aber war der letzte und zwingende Anlaß dazu:

Der Bader Haubeil nämlich hatte einen Lehrjungen aus dem Hessischen. Er war klein und unansehnlich und wurde, auch weil er ein ‚blinder Heß' war, von seinen Altersgenossen gemieden. So war er darauf angewiesen, mit uns Schulbuben zu verkehren.

Nun passierte es ihm, daß er meinem Vater einen Patzen Seifenschaum auf den Rock kleckerte. Dafür erhielt er von seinem Meister eine Ohrfeige. Seitdem haßte er mich.

Er hätte seinen Meister hassen können oder dessen Jungen oder auch meinen Vater. Aber nein! er haßte mich, ausgerechnet mich.

Wo er mir begegnete, rief er mir, wenn auch mit sehr gedämpfter Stimme — denn ich hatte viele Freunde

und er fast keine — Schimpfworte zu, darunter auch Jud oder Judenbub.

Ich nannte ihn dafür Bartkratzer, Schaumschläger und „Blinder Heß".

Eines Sonntags wollten wir Freinsheimer nun den Jungens eines Nachbarortes, um sie für manche Übergriffe auf unserem Gebiet abzustrafen, einen Hinterhalt legen.

Wir hatten uns schon tags zuvor tüchtig bewaffnet und wollten uns an einem Kreuzweg vor dem Dorfe treffen.

Der Sohn des Stationsvorstehers sollte seine Trommel mitbringen und — er war keiner von den Mutigsten — den Überfall mit seinen Trommelwirbeln begleiten.

Ich kam — ich weiß nicht mehr, warum — zu spät. Als ich mich dem Sammelplatz näherte, gewahrte ich unter meinen Freunden auch den hessischen Bartkratzer.

Mir schwante nichts Gutes.

Sie ließen mich lachend ganz nahe herankommen; da setzte auf ein leises Kommando des Hessen ein stürmischer Trommelwirbel, ein Kriegstanz der Kämpfer und folgender Gesang ein:

„Jud, Jud, Hecke —
Morje muscht verrecke,
Übermorje werscht begrawe,
Fressen dich die Rawe!"

Und wer sang am lautesten mit, wer tanzte am wildesten um mich herum, und wer machte, als alle davonsprangen, die tollsten Sprünge?

Anton Fuchs, mein Jesusknabe!

Mir wurde schwarz vor den Augen. Ich sank aufheulend zu Boden.

Der Sohn des Stationsvorstehers war tüchtig genug, noch im Laufen die Trommel zu rühren und mir den Spott und Hohn aller in die Ohren zu trommeln.

Ich lag erst wie ohnmächtig vor Wut am Boden, dann begann ich, den schon außer Hörweite Springenden alle Schimpfworte, die mir einfielen, nachzuschreien, mit Händen und Füßen um mich zu schlagen, und endlich beschloß ich, auf der Stelle liegen zu bleiben und zu erfrieren — denn es war Winter — oder Hungers zu sterben. Wie Gott wollte!

Aber ich habe Gottseidank den Tag überlebt und mich sogar in den nächsten Tagen schon mit meinen Kameraden wieder ausgesöhnt, unter der Bedingung, daß wir am kommenden Sonntag den Bartkratzer, der sie das Spottlied gelehrt hatte, durchprügelten.

Dies geschah in der unbarmherzigsten Weise. Anton Fuchs überbot uns alle und sogar sich selbst an Wildheit. Der Bartkratzer wurde jämmerlich zugerichtet.

Er führte gegen Anton und mich bei unseren Eltern Klage.

Er log dabei schrecklich. Wir bekamen Unrecht und Prügel.

Mir aber verboten meine Eltern den ferneren Umgang mit dem wilden Anton Fuchs.

Da wurde ich erst recht sein intimster Freund. Aber es war keine ungemischte Freude. Denn ich hatte meinen Jesusknaben endgültig verloren.

Als wir beide aber in jenen Tagen einmal dem Bartkratzer auf der Straße begegneten, da rief ihm Anton Fuchs wutschnaubend zu:

„Verlogener Jud, verlogener!"

Ich freute mich unbändig.

III

In der Lateinschule hatte ich zwei Mitschüler mit französischen Namen.

Sie hießen Catoir und Beaufort.

Auf meine Frage, wie jene beiden „Franzosen" in die Pfalz kämen, sagte man mir, sie seien die Abkömmlinge von Hugenotten, die um ihres Glaubens willen vertrieben worden seien und in der Pfalz eine neue Heimat gefunden hätten.

Sie unterschieden sich in nichts von den anderen Schülern. Trotzdem konnte ich lange nicht umhin, in ihnen etwas Besonderes zu sehen, etwas Fremdes, etwas aus der Ferne Gekommenes.

Mir fiel der Polak ein, der aus Rußland vertrieben worden war. Ich bemitleidete im Stillen jene beiden Knaben und wunderte mich, daß sie so ganz pfälzisch sprachen und taten wie wir andern alle.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß man aus Frankreich stammen und doch in der Pfalz als Pfälzer leben könne.

Denn ich konnte ja überhaupt nicht begreifen, daß anderswo auch Menschen wie wir existierten.

Das lernte ich aber alsbald begreifen.

Ich besuchte in der Lateinschule endlich die jüdische Religionsstunde und mußte hebräisch lernen.

Aber ich brachte es nur zu einem mühevollen Lesen

der heiligen Texte, zu einem halben Verständnis der geläufigsten Vokabeln und zu einer Reihe von Arreststrafen wegen ungenügender häuslicher Vorbereitung.

Ich habe sogar meinen Religionslehrer in Verdacht, daß er mich für den mangelnden Eifer meiner Eltern, mich in der hebräischen Sprache zu unterrichten, strafen wollte.

Es gelang ihm, mir jedes Interesse und jede Liebe für die Sprache meiner Urväter zu nehmen.

Dafür gelang es ihm auch, mir beizubringen, daß ich eigentlich in Asien geboren sei, in dem gelobten Lande, und daß ich in der Pfalz nur als Gast wohne.

So ähnlich wenigstens sagte er es einmal. Ich war aufs höchste überrascht und wußte nicht, ob ich über seine Worte lachen oder weinen sollte.

Jedenfalls hatte er bei mir nicht den erwarteten Erfolg.

Vielmehr kehrte ich zu meiner Liebe für den Jesusknaben zurück, der ja auch ein Jude war und doch in Deutschland lebte.

Und so oft uns der Religionslehrer von Moses und den Propheten erzählte oder uns die Sitten und Gebräuche der alten Juden schilderte, waren meine Gedanken bei dem jüdischen Wunderkind in Bethlehem.

Was der Lehrer erzählte, erklärte und ausmalte, blieb mir trotz seines Eifers fremd.

Aber was in Bethlehem, Nazareth und im ferneren Leben Jesu sich zutrug, das verstand ich, das war mir

nah, das war mir lieb. Auf dem Weg über Bethlehem, Nazareth aber kam ich schließlich doch zu dem Volke, dem ich entstammte. Wenn auch nicht ohne inneres Widerstreben.

Je mehr ich von der hebräischen Sprache und den sonstigen Unbequemlichkeiten der Religionsstunde behelligt wurde, desto zäher und treuer hing ich dem Jesusknaben an. Aber ich war nicht mehr naiv und kindlich genug, um ihn ohne Bedenken in meiner Nähe und im Bereiche des Deutschtums und Pfälzertums zu suchen. (Dieser Ruhm verbleibt also den lieben, guten und tüchtigen Rassenarren!)

Ich mußte den kleinen Jesus in seiner morgenländischen Umgebung belassen und mir die Mühe nehmen, mich mit dieser vertraut zu machen.

Dies hinwiederum gelang mir nur auf dem Umweg über meine Heimat.

Mit allen schönen Attributen, die sie mir darbot, baute ich mir mein Palästina auf. Aus Kastanienbäumen wurden Zedern des Libanon, aus den Kirschbäumen wurden Ölbäume, aus dem Hügel, auf dem unser schwarzes Kreuz stand, wurde der Ölberg, Weinberge blieben Weinberge, Weiden wurden Palmen, Sonne blieb Sonne, auch Pferde, Lämmer und Kühe blieben, was sie im Pfälzischen waren. Desgleichen war unsere Stadtmauer, waren unsere Tore und die kleinen lieben alten Häuser zu gebrauchen.

So entstand mir Palästina und so wurde mir Jesus und sein und mein Volk lebendig. Langsam erwachte, fernab von dem ledernen Gerede des Religionslehrers, Interesse und Gefühl für das Volk, dem ich entstammte.

Es siedelte sich rings um mich in der Pfalz an. Und da ich schon wußte, daß Pfalz auf lateinisch Palatinatum heißt, legte ich mir sogar die Meinung zurecht, daß Pfalz und Palästina leicht ein und dasselbe Wort sein könnte.

Diese Entdeckung, die ich für mich behielt, machte mich glücklich.

Die Ansiedlung Palästinas in der Pfalz war ein nicht immer müheloses Spiel meiner kindlichen Phantasie. Aber ich assimilierte die alten Juden und ihr Land unbarmherzig und betätigte mich rücksichtslos als ein umgekehrter Zionist.

Das kleine Freinsheim und was drum herum war, konnte die Fülle an Landschaft, Menschen und Ereignissen kaum fassen, die ich ihm auflud.

Als ich aber so weit war, wagte ich meinen Schulkameraden Catoir einmal zu fragen, wie es in Frankreich eigentlich aussehe.

Er sah mich verständnislos an und lachte. Er wußte es nicht.

Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß mit Frankreich wohl kein Staat zu machen sei und daß man es am liebsten vergißt, verschweigt und verleugnet.

Dahingegen sagte ich mir, dieses Palästina, mein Palästina, das ist ein Land — Donnerwetter, Respekt davor!

Und ich war stolz darauf, ein Pfälzer zu sein, dessen Urväter in einem so schönen, wichtigen und fernen Lande gelebt haben.

Ich konnte mir sogar nicht verhehlen, daß es damals und dort in Palästina kühner, größer und toller zugegangen war, als jetzt bei uns in der Pfalz!

Wie ärmlich und bescheiden waren doch die Sünden, die ich um mich herum sah, gegen die, für die Gott das jüdische Volk strafte.

Das betrübte mich aufrichtig. Und schließlich fand ich die Ausrede, auf die vor und nach mir manche Erwachsene arischer Abstammung verfallen sind, daß es bei uns Pfälzern und Deutschen viel moralischer zugehe, als bei den alten Juden, und ich lernte auf diesem bequemen Umweg meine Altvordern ein bißchen verachten.

Manchmal aber überkam mich eine heiße Angst. Die Angst nämlich, daß ich, wenn es ein Zufall gewollt hätte, leicht nicht in der Pfalz, sondern in irgend einem anderen gleichgiltigen Teil der Welt hätte geboren werden können. Als Spanier, Österreicher oder gar als Franzose!

Die Größe des Unglücks, kein Freinsheimer, kein Pfälzer, kein Deutscher zu sein, war für mich damals überhaupt nicht zu ermessen.

Nun interessierte mich natürlich, wie denn meine jüdischen Vorfahren aus Palästina nach Europa und nach Deutschland gekommen waren.

Ich überhäufte meine Eltern, meine erwachsenen Geschwister und meinen Religionslehrer mit Fragen und sog alle Einzelheiten des heroischen und traurigen Schicksals des jüdischen Volkes in mich ein.

Mit Schaudern erfuhr ich, daß die Juden nach der Zerstörung ihres Tempels und Staates gleich Tieren an das Abendland verkauft wurden, daß sie alle Stadien der Sklaverei und Unterdrückung, der Verhöhnung und Mißhandlung durchzukosten hatten, bis sie seßhaft wurden.

Bis sie seßhaft wurden! Wie mir das klang. Ich erinnere mich noch deutlich des Tages und des Ortes, da mir mein ältester Bruder in sachlich belehrendem Tone das tränenvolle Märtyrerlied vom jüdischen Volke erzählte, das er mit diesen Worten schloß:

„Bis sie seßhaft wurden".

Alle Schmerzen und Qualen meines Volkes stürmten aus den Jahrhunderten auf mich ein, wühlten mich auf und erdrückten mich.

Wir gingen in einem Hohlweg, auf den zu beiden Seiten hohe Abhänge niederfielen. Der Weg wand sich zwischen ihnen zu einer Anhöhe hinauf.

Es war ein heißer Sommernachmittag. Mir schwindelte.

Ich sah plötzlich den unbarmherzig eingeengten und ausgeglühten Weg von wimmelnden Scharen von Juden übersät — ein furchtbares Bild des Jammers.

Und ich schritt mitten unter den wankenden, weinenden, wehklagenden Gestalten — einer von vielen.

In wenigen Minuten waren mein Bruder und ich auf der Anhöhe.

Wir sahen das vertraute Bild: friedliche Dörfer zwischen Bäumen, Weinbergen und Getreidefeldern, weiterhin nach Osten eine lange Reihe Pappeln, zwischen denen ein Bach fließt, und im Westen, fast greifbar nahe, Berge, die in die Ebene vorspringen und von denen Wald wie grüner Schaum ins Flachland niederrauscht, und auf einem der Berge eine verfallende Burg.

Vertrautes Bild, deutsche Landschaft, du Pfalz, du Heimat — so sah ich dich nie, so neu, so voll Bedeutung, so voll Gruß und Ermutigung.

„Bis sie seßhaft wurden!" klang es in mir nach: hier, auf diesem teuersten Boden, waren meine Väter, Großväter und Urgroßväter seßhaft geworden, und hatten hier, zwischen Wald und Wein, mich eingepflanzt, hatten hier mich einem Land und einem Volk übergeben, deren Glück und Art auch mein Glück und meine Art ist, hatten hier mich vor ein Bild und Vorbild von Menschen gestellt, in dem ich mich selbst erkennen und zu dem ich hinwachsen durfte.

Mit diesen Worten etwa läßt sich das wirre Glücksgefühl beschreiben, das aus dem dunklen Untergrunde der Trauer damals in mir aufschoß.

Für jedes Kind gibt es wohl einen Augenblick, in dem es zum Bewußtsein seiner Zugehö.igkeit zu seinem Volke erwacht. So nun erwachte ich! Von nun an wußte ich was ich war:

Ein Deutscher und ein Jude!

Ein Eingewanderter und ein Eingewurzelter!

Ach, wie verachtete ich nun die Catoirs und die Beauforts!

Die waren aus Frankreich über die Vogesen gegangen und hatten sich in der Pfalz niedergelassen. Ach, wie gemächlich! Sie waren, sozusagen von Zufallsgnaden, unter die Pfälzer gerutscht.

Wir dagegen, wir Juden, wir wurden verkauft, wir waren gewandert, wir hatten gelitten und gestritten, wir waren unendlich weit hergekommen und hatten uns, meine Altvordern, in die Pfalz verkrallt und verbissen!

Hier sitzen wir nun — seßhaft! — und vergessen Palästina, Wanderschaft und unsäglich viel Leid und lieben unser Land und loben unser Land ...

Wie war das schön!

Nun dachte ich wieder zurück an jenen dämmerigen Märzabend, da der Spanische Erbfolgekrieg uns erschienen war.

Und so oft ein Jude auf der Wanderschaft unser

Dorf berührte, war ich hinter ihm her und fragte ihn aus nach dem Woher und Wohin, und hörte aus Wahrheit und Dichtung immer wieder das alte traurige Lied von dem gejagten und wandernden Volk heraus.

In unserm Dorfe, am Ostausgang, wohnten, einander gegenüber, zwei Familien, von denen ich nun wußte, daß sie einmal Juden waren, es aber nicht wahr haben wollten. Zufällig stand auf der Straße zwischen den Häusern der beiden ein etwa zweimannshoher häßlicher neuer Kruzifixus, den man im Gegensatz zum schwarzen das weiße Kreuz nannte. Unsere Bauern pflegten zu spotten:

„Hiwe 'n Jud'
Und driwe 'n Jud'
In der Mitte steht e Kreiz."

Dieser Vers machte mir viel Spaß und ich lachte über die beiden Abtrünnigen. So oft ich von einem „Schnorrer" nach der Wohnung von Juden gefragt wurde, führte ich ihn zu den beiden Häusern.

Und die armen Kerle kamen immer mit einem stattlichen Zehrpfennig heraus. So strafte ich diese Abtrünnigen und Verleugner unseres Volkes.

Wenn aber ein Schnorrer von ihnen mit einer Wurst oder sonstigen Eßwaren beschenkt wurde und mich fragte, ob es in dem Haushalt auch „koscher" zugehe, d. h. ob rituell gekocht werde, bejahte ich dies eifrigst. Hungrig, wie diese armen Leute waren, glaubten sie mir gerne.

Auf diese Weise habe ich manchem polnischen Juden zum Genuß eines guten Stückes Schweinewurst verholfen und manche Sünde auf mich geladen.

Ach, ich liebte diese wandernden Juden als Gestalten meiner eigenen Vergangenheit.

Zwar erfuhr ich, daß sie vielfach nichts waren als gewerbsmäßige Bettler, die von ihrem östlichen Wohnsitz aus ihre Glaubensgenossen alljährlich brandschatzten.

Aber ich mochte dies nicht wahr haben und suchte hinter jeder dieser traurigen Gestalten geheimnisvolles Schicksal und Martyrium der Heimatlosigkeit.

Bis ich eines Tages hörte, daß sie sich nicht selten in unseren Städten und Dörfern niederlassen und niedrigen Handel treiben!

Da begann ich mißtrauisch und abweisend zu werden. Mein pfälzischer Stolz und meine ihnen fremde deutsche Art wehrte sich gegen diese Eindringlinge.

Ich wollte, als Sohn eines seßhaften deutschen Juden, mit diesen Nomaden nichts zu tun haben.

Sie waren nun wieder Fremdlinge und mir fremd geworden.

Sie hatten kein Recht auf die Pfalz, auf meine, auf unsere Heimat.

Ich war deutsch-pfälzisch-jüdischer Chauvinist geworden!

IV

Aber die Strafe folgte auf dem Fuße.

Das heißt: ich hatte immerhin monatelang Zeit, dem Gedanken zu frönen, daß wir pfälzische und deutsche Juden vor allen andern auserwählt seien, den Weg von Asien nach Europa in uns und für alle Juden und alle Zeiten zu vollenden.

Ich argumentierte etwa so:

Wir Juden sind einmal Asiaten gewesen. Asien hat uns ausgespien (jawohl, so sagte ich: ausgespien! und wußte nicht, daß ich mich damit am Wortschatz der bitterbösesten Judenfeinde verging).

Europa aber hat uns aufgenommen. Die südlichen Europäer indessen sind gar keine richtigen. Denn sie sind schwarzhaarig, braun und haben kühne Nasen. (Ich wußte das aus Bildern und aus meiner Phantasie.)

Die Deutschen aber ... und nun verfiel ich in jene primitiven Gedankengänge, die ich seitdem oft genug von Dummköpfen gehört und gelesen habe, die, selbst der Abschaum des deutschen Volkes, dieses auf Kosten anderer Völker hochzuheben trachteten.

Kurzum: ich war von der Berufung und dem Auserwähltsein der deutschen Juden überzeugt und warf mich, wie die echtesten Teutonen, in die mir von Gott gegebene Brust.

Es kam hinzu: die allmähliche Bereicherung meiner geschichtlichen Kenntnisse ließ mich auch das deutsche Volk als ein Volk der Ruhelosen und der Wanderer erkennen.

Völkerwanderung, Züge nach Italien und — mir klopfte das Herz bis zum Halse, als ich zum erstenmal von den Kreuzzügen las — sogar nach Palästina, nach dem jüdischen, nach meinem, nach unserem Palästina, endlich auch die Lust zum Auswandern, die in meiner pfälzischen Heimat seit je sehr stark war und noch heute stark ist, — — — — ja, sind denn die Deutschen nicht Juden und die Juden nicht Deutsche?!?

Ich triumphierte. Ich war stolz auf meine Entdeckung. Ich erzählte sie meinen Freunden, die mir alles aufs Wort glaubten.

Besonders der Sohn unseres Pfarrers freute sich meiner Meinung und teilte sie und meinte, es sei scheußlich genug, daß so viele Deutsche und Juden vom Wandern nichts mehr wissen wollten.

Er hatte — Gott weiß, woher — Abenteurerblut und fand wenige Jahre später als Schiffsjunge in einem fremden Hafen den Tod.

Gerade mit ihm kam ich oft in Streit, weil er mich überreden wollte, mit ihm nach Genua durchzubrennen und von dort zu Schiff in die Welt zu fahren.

Ich dachte nicht daran, ihn zu begleiten. Ich war ein Pfälzer und wollte die pfälzische Erde nie verlassen.

Ich begann damals gerade ganz andere Abenteuer zu lieben: Abenteuer der deutschen Sprache. Ich begann zu dichten.

Ich dichtete sehr viel, denn ich war — auch für einen Knaben — ganz talentlos. (Manche sagen, ich sei es heute noch. Die lügen aber!)

Ich bildete mir auf mein Geschreibsel viel ein.

Ich schrieb Reimworte zusammen und untereinander und ‚dichtete' Frechheiten davor. So entstand ein Gedicht. (Viele junge Leute schreiben heute Frechheiten untereinander und bilden sich — dümmer, als ich damals war — ein, das Gedicht entstehe dadurch, daß sie Zeile und Satz, ungereimt, frühzeitig abbrechen.)

Als ‚Dichter' kam ich mir über meine Mitschüler erhaben vor und machte mir dadurch manchen Feind.

Das rächte sich.

Eines Tages machte ich ein Gedicht auf den Pudel unseres Klassenlehrers, den dieser ‚Primus' nannte.

Das ärgerte mich. Ich wollte, daß ein deutscher Hund Cäsar, Nero, Karo, Sultan, Satan oder so ähnlich genannt werde, ohne daran zu denken, daß dies auch nicht gerade besonders deutsche Namen waren. (Aber daraus soll man mir keinen Vorwurf machen, denn heute haben z. B. die Deutschvölkischen zu ihrem Vereinszeichen das Hakenkreuz erniedrigt, ohne wahrscheinlich eine Ahnung davon zu haben, daß es ein Symbol indischer, also orientalischer Mystik mit schwarzmagi-

scher, d. h. böser Bedeutung ist und als solches Swastikakreuz heißt.)

Ich schrieb also ein Spottgedicht auf den weißhaarigen guten ‚Primus', wobei mancher Hieb auf seinen Herrn und den Primus unserer Klasse abfiel.

Dieses Gedicht praktizierte einer dem Ordinarius aufs Pult. Er erkannte meine Schrift, und nun war der Teufel los.

Der Ordinarius hieß Jakob Mohr. Was konnte ich dazu, daß ein Mann so dunklen Namens einen schneeweißen Pudel hatte? Und was konnte ich dazu, daß sich daran meine Muse, die nicht sehr wählerisch war, entzündete? Und was konnte ich dazu, daß Jakob Mohr ein ‚Zwockl' — so nennen wir Pfälzer die rechtsrheinischen Bayern — war und die Pfälzer haßte?

So brach denn der Teufel los. Nicht sofort auf mich, sondern zuerst auf die Frivolität der Pfälzer, dann aber — denn Jakob Mohr liebte Steigerungen — auf die Juden, zuletzt erst auf mich als die liebliche Verkörperung von beiden.

Die donnernde Strafpredigt, die von ungeheuren Faustschlägen auf das Pult begleitet war, dessen Deckel ohnehin zum Wackeln neigte, da wir ihn nicht selten mit einem sinnvoll konstruierten Draht öffneten, um unsere Probearbeiten einer nachträglichen Verbesserung zu unterziehen und dem undankbaren Mohr die Arbeit des Korrigierens zu erleichtern — — — — — — —

diese Strafpredigt Mohrs also ging unter Blitz und Donner, unterm Blitz seiner überscharfen Augengläser und unterm Donner seiner übergroßen Fäuste auf uns nieder wie ein Gewitter auf eine Herde unschuldiger Schafe.

Aber der Ausbruch dauerte — das war immer Jakob Mohrs Fehler gewesen — zu lange, und als seine ersten Schmähungen auf die Pfälzer, die Juden und auf mich vorüber waren, wandte sich die ganze Klasse gelangweilt nützlicheren Dingen zu, als da waren: Privatlektüre, das Kartenspiel: Trommeln und Pfeifen, Karikaturenzeichnen oder Schießübungen mit Brotkügelchen.

Mohr fühlte unsere Unaufmerksamkeit — und um wenigstens mit einer Schlußpointe Wirkung zu erzielen, diktierte er der ganzen Klasse für die laufende Woche täglich eine Stunde Ensemblearrest.

Die Wirkung war in der Tat eine ungeheuerliche.

Wir waren vierundzwanzig Schüler. Dreiundzwanzig erhoben sich wie ein Mann zum Protest. Nur ich blieb sitzen, denn ich fühlte mich schuldig.

Die ganze Klasse schrie; Jakob Mohr schrie, und schließlich fiel auch ‚Primus', der stets neben seinem Herrn lag, heulend in den Lärm ein.

Da ging die Türe auf und der Rektor trat ein — ein würdiger, milder Herr, der die Schüler mehr liebte als die Schule.

Stille: Jakob Mohr schlotternd — Primus winselnd

— die Klasse schmunzelnd — ich in mein Schicksal ergeben!

Es dauerte lange, bis Jakob Mohr die Sprache zum Bericht fand.

Er berichtete, die ganze Klasse sei unaufmerksam und unbotmäßig gewesen, er habe ihr dafür einen Wochenarrest auferlegt und dagegen habe sie sich förmlich aufgelehnt.

Von mir und meinem Gedicht sagte er kein Wort. Ich war in meiner Dichtereitelkeit gekränkt.

Von den Pfälzern und Juden sagte er natürlich auch nichts. Das war zu verstehen, denn wie hätte er auch dem Rektor gegenüber, der ein Pfälzer war, seine Behauptung aufrecht erhalten können, daß die Pfälzer keine Germanen, sondern ein Mischmasch von hergelaufenen Franzosen, Spaniern und Zigeunern seien.

Auch für seine andere Behauptung: es sei schade, daß die Juden in der babylonischen Gefangenschaft nicht verkommen und verschwunden seien, hätte der Rektor kaum Verständnis gehabt. So blieb es bei der Unaufmerksamkeit und Unbotmäßigkeit der Klasse.

Der Rektor hielt uns eine Standrede, bestätigte den Wochenarrest, dehnte ihn aber zugleich auf Jakob Mohr aus, indem er ihn bat, die tägliche Arreststunde von zwölf bis ein Uhr zu benützen, um unsere Kenntnisse der vaterländischen Geschichte zu vertiefen.

Wer da wußte, mit welch Riesenschritten Jakob

Mohr und sein ‚Primus' täglich um zwölf Uhr dem Mittagessen zueilten (Mohrs und seines ‚Primus' Heißhunger waren sprichwörtlich), konnte beider Bestürzung begreifen. Jakob Mohr erblaßte, ‚Primus' winselte.

Wir waren gerächt. Der Rektor verschwand.

Jakob Mohr kehrte schlotternd zum Katheder zurück.

Großes, unheimliches Schweigen!

Dann sprang er — immer noch blaß! — auf, schwang mein Gedicht hoch und keuchte fast weinend:

„Und wem haben wir das zu verdanken! Dem Juden Sinsheimer! Wir Deutsche sind immer die Dummen."

Das zündete. Die ganze Klasse — die beiden andern jüdischen Schüler der Klasse eingeschlossen — murmelten ihm, wie das bei Jakob Mohr so Sitte war, Beifall, und ich hatte einen schweren Stand.

Meine Nebenleute boxten mich von links und rechts in die Seiten. Die übrigen verwundeten mich mit Blicken.

Ich war gerichtet!

Und als Jakob Mohr gar noch hinzufügte, daß ich, der Jude, die heilige deutsche Sprache zu Spottversen mißbrauche, die Sprache Schillers, Goethes und — ich lüge nicht, er fuhr fort: Felix Dahns, da bemächtigte sich der ganzen Klasse eine ungeheure Entrüstung.

Ich war vernichtet!

Zwar: weder Jakob Mohr noch wir saßen die uns

zudiktierten Arreststunden ab, es war davon zwischen ihm und uns, wie zwischen guten Freunden, die sich verstehen, nicht mehr die Rede.

Aber ich war auf Wochen hinaus tief zerknirscht. Jedoch nicht etwa, weil aus dem Vorfall irgendeine Feindschaft entstanden wäre; die Klasse, Jakob Mohr und ich waren zwei Tage später schon wieder ein Herz und eine Seele! Sondern der Vorwurf, daß ich mit der heiligen deutschen Sprache Mißbrauch getrieben hätte, ging mir nahe und nicht aus dem Sinn.

Der Zufall wollte es, daß ich mich um die gleiche Zeit zur Vorbereitung meiner Konfirmation mit dem Psalm 137 eingehend zu beschäftigen hatte.

Da stand:

„An den Wassern zu Babel saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten."

„Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die drinnen sind."

„Denn daselbst hießen uns singen, die uns gefangen hielten, und in unserm Heulen fröhlich sein: ‚Singet uns ein Lied von Zion!'"

„Wie sollten wir des Herrn Lied singen in fremden Landen?"

„Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen".

Stand hier mein, unser jüdisches Schicksal niedergeschrieben?

War es uns nicht gegeben und gegönnt, ein fröhliches Lied zu singen?

Durfte ich kein Spottlied auf ‚Primus‘ singen?“

Mußte ich immer, so schön es auch an den Wassern von Babel zu leben war und so sehr ich sie auch liebte, — mußte ich immer Zions gedenken?

Während mein Religionslehrer mir den hebräischen Text des Psalmes eindrillte, dachte ich immer nur an den für mich aktuellen Sinn der Worte.

Ich zweifelte, mein Religionslehrer verzweifelte.

Er riet mir, mich taufen zu lassen; er riet mir, Heide, Muhammedaner oder Buddhist zu werden. Nur Jude zu bleiben, sei für mich ausgeschlossen.

Er war ein ahnungsloser Engel. Ich war nie mehr Jude als damals.

Immer wieder richtete ich die Frage und den Zweifel vor mir auf:

„Dürfen wir nicht fröhlich sein?“

Ach, hätte ich unter den alten Babyloniern gelebt, hätten sie von mir Fröhlichkeit und ein Lied von Zion zu hören begehrt, wie wäre ich ausgelassen und sangeslustig gewesen!

Aber dieser Jakob Mohr, dieser Über- und Aberdeutsche, verbot mir, fröhlich zu sein.

Verbot mir, die deutsche Sprache, die ich so innig zu lieben begann, in Spottliedern zu mißbrauchen.

Was aber tat er? Er schnüffelte in ihr herum, ob

sich nicht in ihr etwas finden ließe, was dem accusativus cum infinitivo zu vergleichen wäre.

Und ich? Weinte ich, wenn ich an Zion gedachte?

Zion war in mir. Ich freute mich Zions.

Zion war um mich herum. Ich freute mich Zions.

Zion war, wo Weinberge, Obstbäume, das schwarze Kreuz, Freinsheims alte Häuser und Mauern und Tore, das Hardtgebirge und der Rhein waren.

Und dies war auch Babel. Ich freute mich Zions und Babels zugleich.

Oh, wie schön war es an meinen Wassern zu Babel! Wie liebte ich sie! Wie gehörte ich zu ihnen und sie zu mir!

Meine Harfe an die Weiden hängen? Wie komisch! Hier, in dem pfälzischen Babel, grünte und blühte und glühte und sprühte alles. Himmel, Bäume, Blumen, Köpfe! Und überall hingen Harfen und überall war Fröhlichkeit und Spott und Liebe und Genuß.

Nein und nein und nein!

Das alte Zion war nicht mehr und nicht mehr das alte Babel. Hier war väterliches Land, väterliche Sprache, väterlicher Mut und Übermut.

Bald lachte ich des Vorwurfs Jakob Mohrs, den ich einen perversen Babylonier schalt, und der Ratschläge meines Religionslehrers, der seine Harfe an einer Weide in den Wassern zu Babel hängen gelassen und vergessen hatte.

Und so blieb's und so ist's noch heute:

Mir gilt es gleich, ob ich als waschechter Deutscher und Jude befunden werde.

Ich weiß, was pfälzisch und deutsch sein und was jüdisch sein heißt. Ich bin es und also fühle und weiß ich es.

Als heutigen Besitz, als heutige Freiheit, als heutigen Zwang.

Und damit basta!

Wenn mir irgendeiner — ein Deutschling oder ein Jüdling — etwas davon bestreitet, so kann er mir auch das Licht meiner Augen und den Kreislauf meines Blutes bestreiten.

Ich lache! Ich lache!

Ich grüße den Rhein, die Hügel, die Wälder, die Steine meiner Heimat und lache.

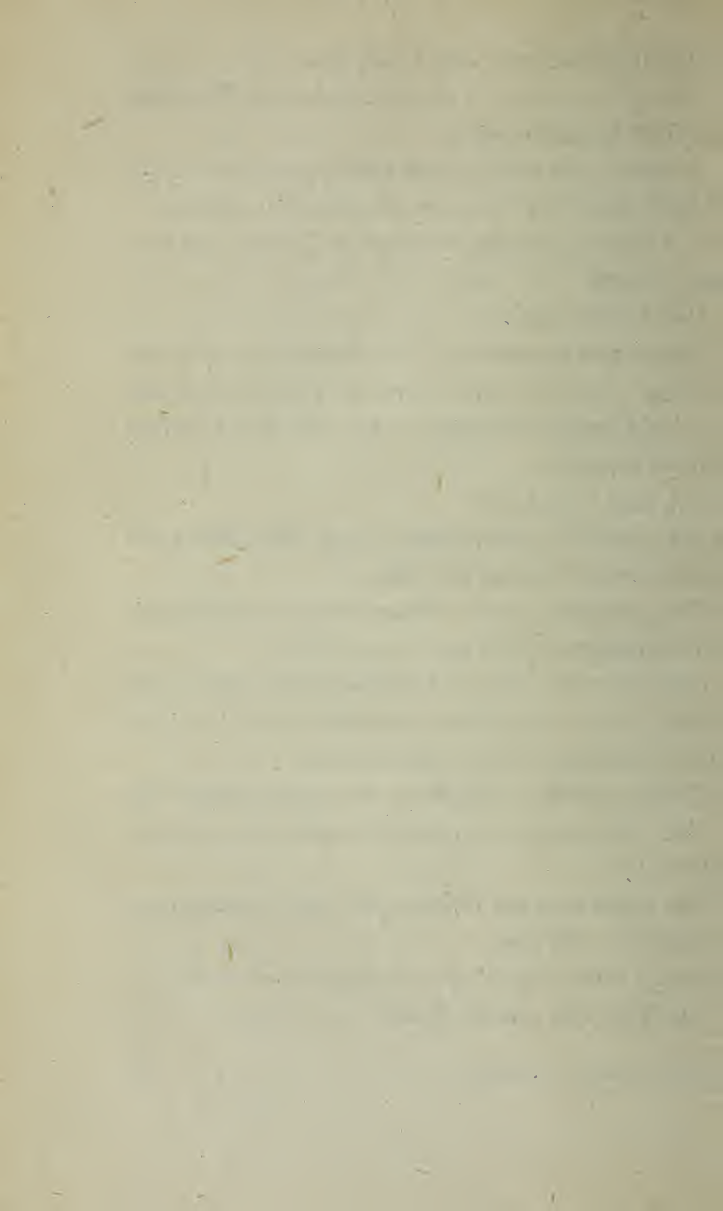
Ich grüße auch, was an Erinnerungen, an Geschichte und Geschichten hinter mir liegt und lache.

Und ich grüße zumal das Edelste, das Symbolischste meiner Heimat, den Wein, der eingewandert ist wie ich und eingewurzelt ist wie ich, und lache.

Senkt euch nieder, ihr Kinderträume, in dieses Glas — ihr Kinderträume von Jahrtausenden und von Jahrzehnten!

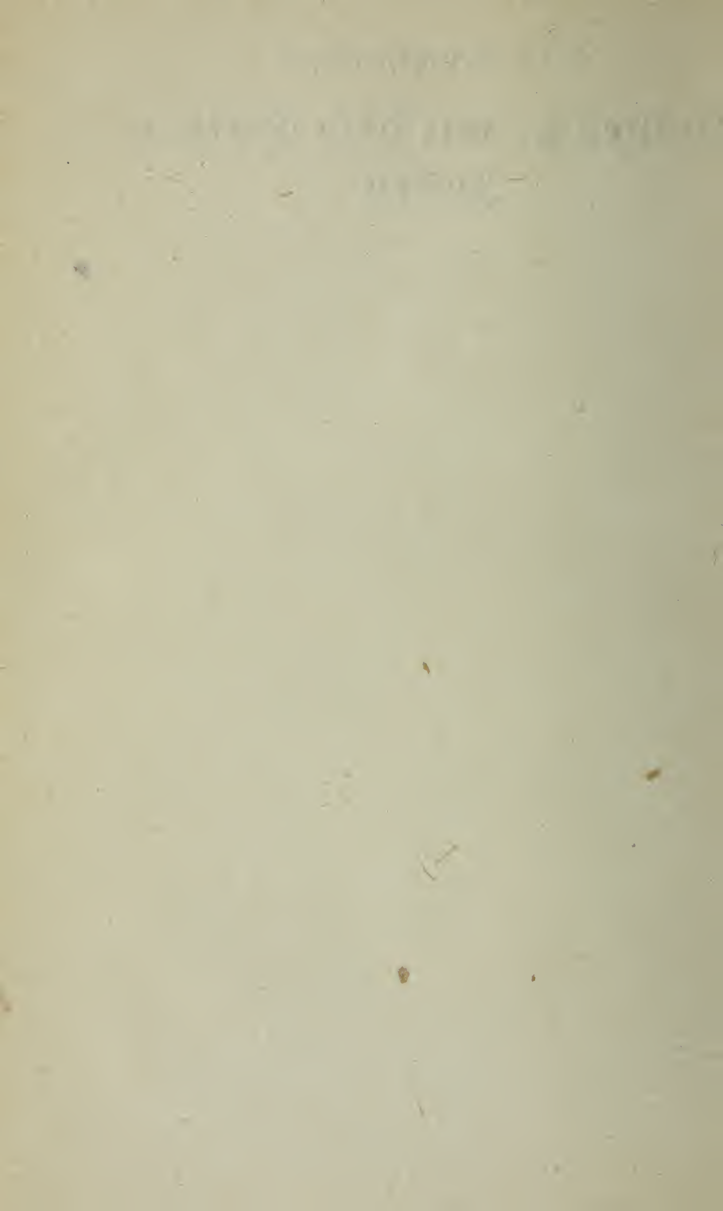
Ich trinke euch mit jedem edlen Tropfen von neuem in mich ein und bin,

mag's einigen Hundsfötten recht sein oder nicht,
ein Deutscher und ein Jude!



Lion Feuchtwanger

Gespräche mit dem Ewigen Juden



1

Vor einem Jahr etwa traf ich den Ewigen Juden in München. Er saß im Café Odeon und las die ‚Frankfurter Zeitung'. Zuerst glaubte ich, es sei eine Verwechslung. Er war elegant, aber nicht zu modisch angezogen, trug ein schwarzes, englisches Bärtchen, war im übrigen sorgfältig rasiert und hatte einen Anfang von Bauch. Man mochte glauben, ihm bei Premieren, im Restaurant, auf dem Rennplatz des öfteren begegnet zu sein. Aber ein merkwürdiges, tiefes Licht in den Augen und eine gewisse, sicherlich einmalige Art, die Hände zu bewegen, war nicht zu verkennen.

„Guten Tag," sagte ich. „Darf ich mich zu Ihnen setzen?"

Er brummelte etwas, das ich für eine Ablehnung hielt. Worauf ich mich zu ihm setzte.

„Sie belieben schlechter Laune zu sein," bemerkte ich.

„Warum sollte ich nicht schlechter Laune sein?" ärgerte er sich. Er hatte also noch immer die Gewohnheit, mit Fragen zu antworten. „Heißt das ein Beruf? Ist das eine Funktion? Ein Symbol zu sein für etwas,

das nicht mehr recht da ist? Ich werde fett. Ich bekomme einen Bauch. Dicke Gespenster sind stillos. Ich protestiere. Ich lehne es ab, ein zweibeiniger Anachronismus zu sein."

„Ich bin unschuldig," sagte ich höflich und bot ihm Zigaretten.

„Unschuldig!" eiferte er und bediente sich. „Was heißt unschuldig? Niemand ist an nichts unschuldig. Das steht schon in den Büchern des Abraham ibn Samuel Abulafia. — Kennen Sie den Abraham Abulafia?" unterbrach er sich. „So einen Kleinen, Dünnen, aus Saragossa? Der so komisch aussieht in der Rüstung?"

„In der Rüstung?" wunderte ich mich. „Ist der Herr Schauspieler?"

„Ach was!" knurrte er. „Schauspieler! Ihr seid ja alle viel zu grün für ein vernünftiges Gespräch." Er rauchte heftig. „Ja, was ich sagen wollte, zuerst hat er auch immer von seiner Unschuld gefaselt. Er war ein großer Kabbalist, der Abraham Abulafia; es mögen jetzt so sechs-, siebenhundert Jahre her sein, daß ich ihn das letzte Mal sah. In Sizilien haben sie ihn als Messias ausgerufen. Dann zog er zu dem Papst Nikolaus dem Dritten und wollte ihn zum Judentum bekehren. Aber das war ein ungemütlicher Herr, und da ging es dem Abulafia schlecht, er sollte gleich verbrannt werden, in Suriano, auf der Piazza. Es war ein großes Volks-

fest. Ein Kardinal war da mit seinen beiden Mätressen, und viele Bauern kamen herein mit ihren Eseln und ihren Weibern, und der Wirt verkaufte ungeheuer viel Wein und Fenchel und Artischocken und Knoblauch. Und weil der Scheiterhaufen so hübsch geraten war und seinen Kurtisanen so gut gefiel, ließ der Kardinal gleich noch drei andere Juden dazubinden, und alle Antisemiten freuten sich, die beiden Mätressen und die Bauern und die Esel, und es war ein großes Geschrei. Und der arme Abulafia schrie auch immerzu, er sei unschuldig, und er habe geschrieben, Christus sei ein verkannter Prophet und an der Trinität sei auch was dran, und was ihn anlange, so habe er den Heiland bestimmt nicht gekreuzigt. Erst im letzten Augenblick kam dann eine Stafette des Papstes, und er wurde freigelassen, und es war eine große Enttäuschung. Die ganze Nacht darauf habe ich mit ihm disputiert und hab' es ihm bewiesen, und dann hat er es auch in allen seinen Büchern geschrieben, daß niemand an nichts unschuldig ist."

Da ich den Abraham Abulafia nicht gekannt hatte und nicht recht im Bild war, lenkte ich auf mir Geläufigeres.

„Waren Sie schon lange nicht mehr hier in München?"

„Lange!" brummte er. „Was heißt lange? Wie ich das letzte Mal da war, hatten sie hier einen König, der machte schlechte Verse, hatte ein Verhältnis mit einer

hübschen Person, stieß mit der Zunge an und war Antisemit, weil den Leuten Heines Verse besser gefielen als die seinen. Das Volk nahm ihm seine Verse nicht übel, aber die hübsche Person verzieh man ihm nicht. Damals waren sie hier für das Bier und die Geistlichen und gegen die Kunst und die hübschen Weiber. Es war eine gute Konstellation."

„Wieso gute Konstellation?" fragte ich.

„Wo man gegen die Kunst ist," erklärte er, „da ist man gegen die Juden, da blüht mein Weizen. Mit der Zunahme schlechter Verse wächst die judenfeindliche Bewegung. Darum setze ich auch so große Hoffnung auf die expressionistische Lyrik."

„Sind Sie denn Antisemit?" fragte ich erstaunt.

„Kunst drum!" sagte er. „Was denn werde ich sein? Ich bin doch eine Geburt des Antisemitismus. Der Wanderjude, der überall fremd, der nirgends heimisch ist, das ist doch eine antisemitische Phantasie. Die zunehmende Zivilisation untergräbt meine Existenzberechtigung. Die Analphabeten werden weniger, der Judenhaß nimmt ab. Gerade in Deutschland, das so lange mein festestes Bollwerk war, habe ich in den letzten Jahrzehnten immer schlechtere Erfahrungen gemacht. Seitdem Mendelssohn den Jargon abgeschafft hat, verwachsen hier die Juden mehr und mehr. Ich verbürgere. Sie sehen ja, ich setze Fett an," schloß er bekümmert.

„Ja, ja," hob er nach einer Weile wieder an, „die Aussichten sind schlecht. Es geht um meine Existenz. Meine letzte Hoffnung sind polnische Grundbesitzer, rumänische Bauern, der Oberpriester des Botokudenstamms der Dalli-Dalli, gewisse alldeutsche Offiziere und Studenten und die expressionistische Lyrik."

„Haben Sie bestimmte Pläne hier in München?"

„Ob ich Pläne habe? Natürlich habe ich Pläne," fuhr er zu. „Ich gründe hier eine antisemitische Zeitung."

„Sie gründen —?"

„Soll ich vielleicht nicht? Soll ich untätig zuschauen, wie mir die Fundamente langsam unter den Füßen zusammenmorschen, bis ich voll und ganz in der Luft hänge, um mich im Stil der zu gründenden Zeitung auszudrücken? Seitdem die Rassentheorie abgewirtschaftet hat, seitdem erwiesen ist, daß die hübschen Sätze von Rasse und Eigentümlichkeit des Bluts Nonsens sind und es kein anderes Kriterium völkischer Zusammengehörigkeit gibt als die Sprache, seitdem ist es keine Lust mehr zu leben. Ich verliere mein romantisches Gespensterfluidum mehr und mehr. Wie habe ich aufgeatmet, als Chamberlains ‚Grundlagen' erschienen! Einen guten Teil meines Fettes habe ich da angebracht. Aber das hat sich ja nun alles als Hirngespinst erwiesen, und so ist es damit auch Essig. Ich bitte Sie: ein feister Bürgerspuk! Soll ich mir das ge-

fallen lassen? Ich denke nicht daran! Ich strample, ich wehre mich, ich schlage aus. Ich bin eine tragische Person, ein bißchen widerlich vielleicht, zugegeben, aber immerhin tragisch. Soll ich ein Bajazzo werden, ein sinniges Gartenlaube-Gespenst à la Loreley oder Zwerg Perkeo? Nein! Ich will ein honnettes Gespenst bleiben! Mein Bauch muß weg. Ich gründe eine antisemitische Zeitung."

„Ist das nicht sehr schwer?" wandte ich schüchtern ein. „Es gibt doch kaum einen Deutschen von geistigem Belang, der sich nicht aufs schroffste gegen den Antisemitismus gewandt hätte, von Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach bis auf Klopstock und Lessing und Mommsen?"

„Ein Köpfchen haben Sie! Natürlich gibt es nicht. Aber das will ich ja auch nicht. Was ich brauche, ist Geschrei, Jauche, Dreschflegel, dröhnendes Blech. Wie war es denn bei den Disputationen? Das war noch ein Leben! Die Juden hatten die Gründe, die andern die Fäuste."

„Und Sie glauben, gerade in München —?"

„Ich glaube? Ich weiß. Da ist zum Beispiel der cand. phil. Marbod Timm —"

„Marbod Timm!" rief ich. „Der Gründer der Skythen-Gesellschaft, des Wotan-Bunds?"

„Ja," sagte der Ewige Jude, „und des Stemmklubs ‚Schwarz-weiß-rot vom Sirius bis zur Jungfrau'."

„Den Marbod Timm kenne ich,“ sagte ich. „Wollen Sie seine Braut sehen? Ich bin heut' bei ihr zum Tee.“

Er kam mit.

„Wenn ich die ‚Frankfurter Zeitung‘ gelesen habe,“ sagte er, während wir den Odeonsplatz überquerten, „dann bin ich immer melancholisch. Wo gutes Deutsch geschrieben wird, geht mir die Luft aus. Gutes Deutsch und Antisemitismus, das verträgt sich nicht. Ha —“ unterbrach er sich plötzlich.

„Was ist?“ fragte ich erschreckt.

„Sie sticht mich!“ jubelte er und wies auf das Hakenkreuz, das er als Krawattennadel trug. „Sowie etwas kommt,“ erklärte er, „das mich fördert, das mir Freude macht, dann sticht sie mich.“

Er erstand einige Zeitungen bei der Verkäuferin an der Ecke. „Da haben wir es schon,“ triumphierte er, als er den ‚Bayrischen Boten‘ aufschlug. „Sagte ich es nicht? Da! Lesen Sie! Das ist ein Deutsch! Das lob' ich mir!“ Er murmelte ekstatische hebräische Segensprüche über das Papier. „Und da, sehen Sie erst hier!“ Er schlug das Feuilleton auf. „‚Wenn auch Shakespeare eine gewisse Gestaltungskraft nicht abgesprochen werden kann, so muß doch betont werden, hier sind ihm arge sittliche Entgleisungen passiert.‘ Wußte ich es nicht, das ist der rechte Boden für mich! Kein Salz, kein Fünkchen Salz! Goethe, Hebbel, Heine, alle haben es konstatiert. Hier werd' ich meinen Bauch los, hier

gründe ich meine Zeitung!" Und er versenkte sich mit Inbrunst in das Studium des Blattes.

„Schon wieder," jauchzte er, „schon wieder!" und deutete auf das Hakenkreuz. Wir hatten die Arkaden des Hofgartens erreicht mit den Versen Ludwigs des Ersten über den Rottmann-Fresken, und die Krawattennadel tanzte wie besessen. „Das ist die Stadt, wo Milch und Honig fließt," frohlockte er. Und er ließ sich das Geholper der königlichen Disticha auf der Zunge zergehen und tanzte Triumph über die fehlenden und überzähligen Versfüße.

„Sie sollten hier nicht tanzen," sagte ich sanft. „Es erregt Aufsehen." Er beruhigte sich. „Und was München anlangt, so sollten Sie nicht so verallgemeinern. Gewiß, wir sind keine literarische Stadt. Schillers ‚Horen' haben hier nur drei Abonnenten gehabt und der Roman ‚König Ludwig II. oder Der Märtyrer im Purpurhermelin' hunderttausend. Aber dafür fallen wir auch auf nichts herein. Wir können gar nicht hereinfallen, denn wir merken nichts, wir kümmern uns nicht darum. Sehen Sie, wir haben hier schon so viel gegründet: die Stilbühne und den Achtstundentag, die Renaissance des Kunstgewerbes, die Elf Scharfrichter und die Salzbrezeln, das Neue Pathos und das helle Bier. Aber der Münchener hat von alledem nichts gemerkt, nur die Salzbrezeln und das helle Bier. Und ich glaube, so wird es auch mit Ihrer antisemitischen

Zeitung gehen. Der Münchener wird einfach nichts merken."

Der Ewige Jude wiegte nachdenklich den Kopf, glättete langsam den ‚Bayrischen Boten', bog ihn zusammen und steckte ihn in die Tasche. „Wir werden sehen," sagte er.

2

Ich stellte den Ewigen Juden als Dr. A. Has vor. Gertrud Hohenleitner musterte ihn vorsichtig, aber nicht unfreundlich, wie das ihre Art war, wenn sie jemand das erste Mal sah.

„Marbod hat mir von Ihnen erzählt," sagte sie. „Sie haben mit ihm korrespondiert." Ihr breites, hübsches Gesicht mit den großen, blassen Augen unter auffallend dunkeln Wimpern sah heute besonders frisch aus, und ihr starkes, sehr blondes Haar machte auf den Ewigen Juden sichtlich Eindruck.

„Hier ist nichts zu machen," flüsterte er mir zu, während wir uns setzten. „Die ist zu gescheit, zu gelassen. Ihr Haar ist wie eine Herde Ziegen, die den Berg Gilead herablagern, ihre Zähne wie eine Schar wohlgezählter Schafe, die aus dem Bad steigen, alle zwillingsträchtig, keine fehlgebärende unter ihnen —"

„Bitte, wie?" fragte Gertrud, während sie den Tee einschenkte.

„Nichts von Belang, mein gnädiges Fräulein," beeilte sich der Ewige Jude zu erwidern. „Ich bemerkte nur, daß Sie eine überraschende Ähnlichkeit haben mit Abital, der Fürstin der Chazaren."

„Mit wem?" fragte Gertrud und zog die Brauen hoch.

„Mit Abital, der Fürstin der Chazaren. Eine außer-

ordentlich angenehme Person, gescheit, tapfer, hübsch, blond wie Sie. Sie hat die alte Unsitte, die Kinder in Sklaverei zu verkaufen, gänzlich abgeschafft. Das war gut zweihundert Jahre, nachdem der Chazarenkönig Bulan mit seinem ganzen Volk, einem finnischen Stamm in der Krim, zum Judentum übergetreten war. Leider wurde sie bald darauf von den eindringenden Russen umgebracht."

„Sie sind Historiker, Herr Doktor?" fragte Gertrud.

„Gewissermaßen," sagte der Ewige Jude. „Ich bin Antisemit aus Neigung und Überzeugung. Mein Zweck ist, nachzuweisen, daß alles Unheil, das jemals in der Welt passiert ist, die Kreuzigung Christi, die Einschleppung der Philosophie und der Syphilis in Europa, die Erfindung der Sozialdemokratie und des Kapitalismus, die Entstehung des Weltkriegs und des Pazifismus, kurz, daß alles Schlechte in der Welt von den Juden angestiftet wurde."

„Die Einschleppung der Syphilis? Wieso?" wunderte ich mich.

„Sehr einfach. Hätten die Juden Kolumbus nicht unterstützt, dann hätte er Amerika nicht entdeckt, und dann wäre die Syphilis nicht eingeschleppt worden. Ja, ich vermute, daß die Juden Kolumbus nur dazu unterstützt haben, um auf so heimtückische Weise die Seuche einzuschleppen und dann als Ärzte recht viel Geld zu machen."

„Ich bin an ähnliche Gedankengänge gewöhnt," sagte Gertrud, und ihre blassen, großen Augen wurden dunkler und zorniger, „da ja leider mein Verlobter sich von dem Unsinn hat anstecken lassen. Aber Marbod ist zu gut dazu. Ich hoffe zuversichtlich, daß ich ihn von diesem Übel kurieren werde."

„Und mein Bauch!" rief der Ewige Jude zornig, „Soll ich denn immer fetter werden und immer lächerlicher?"

„Was hat Ihr Bauch mit Marbods Antisemitismus zu tun?" fragte Gertrud erstaunt.

„Er meint, wenn der Stemmklub ‚Schwarz-weiß-rot vom Sirius bis zur Jungfrau' sich auflöst," warf ich rasch ein.

„Sie sollten sich schämen," wandte sie sich an den Ewigen Juden. „Ein Mann in Ihrem Alter! Ein Wissenschaftler! Sie sollten doch über den Studentenunfug hinaus sein. Warum sind Sie Antisemit?"

„Aus Überzeugung," sagte der Ewige Jude.

„Überzeugung!" höhnte Gertrud. „Wenn man sich eine billige Emotion verschaffen will, schimpft man auf die Juden. Worauf stößt man denn, wenn man mit Antisemiten debattiert? Am Ende ist es immer die Wut der Untüchtigen auf die Konkurrenz der Begabten. Oder es stecken gar Leute dahinter, die die Erbitterung über ihre Fehler und Schurkereien auf andere ablenken wollen."

„Und Ihr Herr Verlobter?" fragte der Ewige Jude.

„Mein Gott! Er ist jung. Er kommt von der Front. Er hat so lange geschrien: ‚Nieder mit —!' Erst, ‚Nieder mit den Engländern!', dann ‚Nieder mit den Miesmachern!' dann ‚Nieder mit der Regierung!' Er muß immer jemand haben, von dem er schreien kann: ‚Nieder mit —!' Das müssen alle jungen Leute. Jetzt schreien sie: ‚Nieder mit den Juden!' Da schreit er eben mit. Das wird sich schon geben."

„Recht hat er," sagte der Ewige Jude stark.

„Antisemitismus," sagte ich. „Es ist so ungereimt. Verallgemeinerung ist immer ein Zeichen geistiger Trägheit. ‚Die Juden sind an allem schuld.' *Die* Juden! Gibt es nicht große Juden und kleine, schwarze und blonde, sympathische und widerliche? Man könnte ebensogut sagen, die Fußballspieler sind an allem schuld, oder die Brillenträger. Es gibt sicher viele Schieber und Wucherer, die Brillen tragen, und Kapitalisten und Bolschewisten. Kurz, bei allem Bösen, was geschieht, immer ist einer mit einem Augenglas dabei. Tragen nicht viele Offiziere Monokel? Die Kerls mit dem Augenglas haben den Militarismus gemacht. Tragen nicht viele Radikale Zwicker? Die Kerls mit dem Augenglas haben die Front von hinten erdolcht. Auch ist das Tragen von Brillen etwas ganz Undeutsches. Ich bin sicher, daß die Germanen keine Brillen

getragen haben, und ich kann mir Hermann den Cherusker unmöglich mit einem Zwicker vorstellen."

„Da haben Sie recht," fiel der Ewige Jude eifrig ein. „Ich erinnere mich noch ganz genau. Hermann der Cherusker, der hatte immer Geschäfte, er hatte es immer wichtig mit Verschwörungen und Kompromissen, er war von Gesicht und Bauch dick, und er war schlau und jovial. Aber ich hätte nichts mit ihm zu tun haben wollen. Wem sah er doch ähnlich? Ja, jetzt hab' ich es: dem Fürsten Bülow. Es wäre für alle Beteiligten gut gewesen, wenn er seine Schlacht —"

Aber weder die erstaunte Gertrud noch ich erfuhr, was für alle Beteiligten gut gewesen wäre. Denn jetzt begann das Hakenkreuz heftig zu tanzen, und Marbod Timm trat ein.

3

Ein paar Tage später suchte ich den Ewigen Juden im Hotel Marienbad auf, wo er wohnte. Er hatte eben gefrühstückt, saß im Pyjama am Tisch und beschaute etwas, das ich nicht erkennen konnte, durch ein Mikroskop.

„Was treiben Sie?" fragte ich.

„Sehen Sie selbst," antwortete er.

Ich schaute durch das Mikroskop und sah kleine, weißrötliche, miteinander verwachsene Dinger, mit denen ich nichts anzufangen wußte.

„Das sind Spaltpilze," erklärte er. „Unter dem Zutritt der Luft erzeugen sie Farbstoffe und bringen sie auf Brot und andern Lebensmitteln in blutroten Schleimtröpfchen zum Vorschein."

„Und?" fragte ich.

„Solche Spaltpilze zeigten sich auch gelegentlich an Hostien," fuhr er fort. „Man sprach dann von Hostienschändung und schlug die Juden tot. Dieser Spaltpilz hat an vierhunderttausend Juden umgebracht.

Jetzt kann man das Mittel leider nicht mehr anwenden. Es zieht nicht mehr. Selbst an den Ritualmord glaubt man nur mehr auf dem Land und da nicht mehr recht. Die Juden von der geistigen und staatlichen Entwicklung abzusperren, sie ins Ghetto und in den Jargon einzuzwängen und sie künstlich zurückzuschrau-

ben, stößt auch auf Widerspruch. Selbst die gefälschten Statistiken über die Juden im Heer haben nicht recht verfangen. Man müßte neue Mittel finden. Aber die Antisemiten haben leider eine so sterile Phantasie."

„Na, na," sagte ich. „Und das Märchen von der jüdischen Weltherrschaft? Das Märchen vom jüdischen Materialismus? Das Märchen von den jüdischen Freimaurerlogen und dem Weltkrieg? Das Märchen von der jüdischen Revolution?"

„Ja, gewiß," sagte er. „Aber diese Märchen sind doch zu schlecht erfunden. Auf der einen Seite sind sie zu wenig glaubhaft, auf der andern nicht albern genug. Ist's Blödsinn auch, so hat's doch nicht Methode. Behauptet man, der Kapitalismus sei das Mittel, wodurch die Juden Deutschland zugrunde richten, dann darf man nicht im gleichen Atem behaupten, der Sozialismus sei das Mittel, wodurch sie das deutsche Volk zersetzen. Eines von beiden würde das Volk allenfalls glauben; aber beides zusammen, dazu sind nicht einmal die Massen dumm genug."

Er saß da, trüb, fett, in seinem hübschen violetten Pyjama. Sorgfältig rasiert, wie er war, mit dem schwarzen englischen Schnurrbärtchen, mochte er einem im Theater, beim Rennen, im Restaurant hundertmal begegnet sein; aber das merkwürdige, tiefe Licht in den Augen und eine gewisse, sicherlich einmalige Art, die Hände zu bewegen, war nicht zu verkennen.

„Es sind trübe Zeiten,“ begann er wieder. „Hier in Deutschland hatte ich früher ein so gutes Feld. Aber seitdem Mendelssohn erkannt hat, daß das Häßliche an den Juden aus dem Jargon zu erklären ist, in den ich sie so glücklich hineingezwängt hatte, seitdem er der Vermischung der Sprachen ein Ende machte und dem Jargon das Todesurteil sprach, seitdem habe ich Fett angesetzt. Jetzt haben sich die Juden so tief in die deutsche Kultur hineingebaut, daß mein Dasein seinen Sinn verloren hat. Worauf fußt denn jetzt meine Existenz? Auf den paar letzten Resten der Ghetto-Maskerade. Wollte man heut' die Juden aus der deutschen Kultur herausreißen, das ganze Gebäude müßte zusammenstürzen.“

„Sie übertreiben.“

„Nur wenig. Die Antisemiten haben das längst bemerkt. Deshalb trampeln sie auch so herum auf allem, was nach Geist und Kunst und Kultur aussieht. Damit glauben sie die Juden am sichersten zu treffen. Einer hat schon nachgewiesen, daß Goethe ein Judenstämmling sei.“

Er schaute wieder durch das Mikroskop auf den wunderbaren Spaltpilz.

„Wissen Sie, was Gematria bedeutet?“ unterbrach er sich plötzlich, „Ziruph? Notarikon?“

„Ja. So eine mystische Zahlenspielerei. Man versetzt die Buchstaben des Gottesnamens und der Schriftverse, überträgt sie in Zahlzeichen und so.“

„Zahlenspielerei!" entrüstete er sich und stieß den Aschbecher zurück, der vor ihm stand. „Das tiefste Geheimnis der Kabbala Zahlenspielerei! — Hier liegt noch meine letzte Hoffnung," sagte er nach einer Weile. „In der Schrift ist viel die Rede von dem ‚stößigen Ochsen' und was mit ihm anzufangen ist." Er rückte näher an mich heran und sagte geheimnisvoll: „Wenn ich den Zahlenwert des ‚stößigen Ochsen' mit drei vermehre, dann habe ich den Zahlenwert von ‚Krone des Judenhasses'."

„Und werden gewonnen haben?" fragte ich.

„Sie bemerken den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen stößigen Ochsen und Judenhaß. Der Führer der großen Judenverfolgung im Jahr 1298 war ein gewisser Rindfleisch, der Führer des Frankfurter Aufruhrs gegen die Juden von 1614 ein gewisser Fettmilch. Sie sehen: überall der Zusammenhang zwischen Rindvieh und Antisemitismus. Es fehlt nur der dritte stößige Ochs und die Krone ist erreicht." Er sprang auf. „Ich habe ihn!" rief er triumphierend. „Wollen Sie ihn sehen? Kommen Sie heut' abend in die Dietlindenstraße 13. Heut' abend gründe ich meine Zeitung: und er ist der Redakteur!"

4

In der Dietlindenstraße 13 wurde ich in ein Zimmer geführt, das vollgestopft war mit deutschvölkischem Hausrat. Es war das Bureau des Stemmklubs ‚Schwarz-weiß-rot vom Sirius bis zur Jungfrau'. Mächtige Ochsenhörner hingen an den Wänden nebst etlichen beliebten Heerführern, einem Germanen auf der Bärenhaut, dem Trompeter von Säkkingen und Tirpitz. Ein riesiges Hakenkreuz aus Blech baumelte von der Lampe. Inschriften verkündeten: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun — Mitgliedsbeitrag monatlich 1 Mark 50 — Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche — Hinaus mit den Juden aus unserm Volkskörper — Am deutschen Wesen soll die Welt genesen — Nicht auf den Boden spucken —."

Auf dem schweren Tisch standen mächtige Humpen, und in dickem Qualm saßen ein paar Männer.

Der Ewige Jude kam mir rasch entgegen und stellte mich als seinen Sekretär vor. Die Männer brummten etwas, was wie Heilo klang oder sonst ein germanischer Gruß.

Man debattierte soeben über die Tendenz der zu gründenden Zeitung. Marbod Timm sprach. Marbod war ein junger Mensch wie hunderttausend andere. Auf einem festen, kräftigen, etwas zu stämmigen Kör-

per saß ein frisches, nettes Jungengesicht, das weder gescheit aussah noch dumm. Diese Züge waren leer und warteten nur darauf, daß die Verhältnisse oder ein fester Wille auf sie schreiben würde. Jetzt war der Ewige Jude dabei, ihnen seine Schrift aufzudrücken.

„Man kommt von der Front," sagte Marbod Timm. „Man hat sich eine gemütliche Ecke zum Ausruhen verdient. Und man findet alle guten Plätze von den Juden okkupiert. Wer sitzt mit den Mädchens im Kabarett? Wer verdient das Geld? Wer kriegt die guten Stellen von der Regierung zugeschanzt? Die Juden."

Er machte ein erbostes und beleidigtes Gesicht. „Die Parasiten fressen sich satt, und das Wirtsvolk hungert. Da kann man doch nichts anders tun als auf die Juden schimpfen."

„Schimpfen ist nicht genug," erklärte ein knurrender Baß. Es war Herr Franz Xaver Osterbichler, der so sprach, der Obmann der Südgruppe der Altgermanischen Markgenossenschaft, ein wuchtiger Herr mit rotem Kopf und einem starken, biertriefenden Schnurrbart. „Nur darum ist das deutsche Volk so heruntergekommen," fuhr er fort, „weil es die Devise seiner großen Ahnen verachtet hat. Und was war diese Devise? ‚Nicht denken! Hauen!'" Er setzte sich wuchtig.

„Ihr Wort in Gottes Ohr!" jubelte der Ewige Jude.

Herr Bodo von Zeckenfeld trank ihm zu. Er trank, selbstverständlich auf Kosten des Ewigen Juden, Sekt

aus dem großen Bierhumpen. Er war mager und verlebt, hatte erst eine Film-, dann eine Sportzeitschrift herausgegeben und war wegen irgendeiner dunkeln Wechselgeschichte mehrere Monate verschwunden gewesen. Jetzt nährte er sich vor allem dadurch, daß er in Aufklärungsfilms elegante Mädchenhändler verkörperte. Er nahm mit Recht an, daß sein alter Name — gab es doch eine schöne Ballade von einem Raubritter seines Hauses, der erst nach langen Mühen gehenkt werden konnte — der deutschvölkischen Bewegung sehr willkommen sei.

Ein großer Mann erhob sich mit einem hagern, fanatischen Gesicht, das eine Ähnlichkeit mit Goethe und Gerhart Hauptmann anstrebte, aber über den Kopf eines mäßig begabten père noble aus der Provinz nicht hinauskam.

„Sehen Sie ihn an!" flüsterte der Ewige Jude mir aufgeregt zu. „Der ist es, der stößige Ochs. Rindleder heißt er, Doktor Johannes Borromäus Rindleder. Rindfleisch—Fettmilch—Rindleder."

„Ich denke," begann Dr. Rindleder, „daß die Richtlinien, die ich in meinen ‚Fundamenten der Kultur' dargelegt habe, den Kanon jeder zielbewußten Deutschbewegung bilden müssen. Alles Gute in der Welt kann seiner Natur nach ausschließlich von Germanen geschaffen sein. Wie ich, über Chamberlain hinausgehend, dargelegt habe, waren nicht nur die großen Italiener

der Renaissance, nicht nur die Dichter der Bibel Germanen, sondern auch die großen Chinesen Kung-Fu-Tse und Li-Tai-Po müssen als versprengte Germanensprößlinge bezeichnet werden. Wenn in späteren Zeiten die Reisen des Marco Polo aktenmäßig beglaubigt sind —"

„Apropos Marco Polo," sagte Herr von Zeckenfeld zu dem Ewigen Juden, „ich habe noch zwei Waggons Tee in Düsseldorf stehen. Wenn Sie sich dafür interessieren, der Preis beträgt loco —"

„Was hindert uns anzunehmen," fuhr Dr. Rindleder fort, „daß bei dem Wanderdrang der Germanen schon in frühester Zeit deutsches Blut an die chinesische Küste vorstieß? Wir hatten also nicht nur die geheiligten Rechte eines begründeten Expansivtriebs zur Besitznahme von Kiautschau, sondern es war innere Nötigung, es war die Stimme des Bluts, es war gewissermaßen ein Akt der Irredenta."

„Ich war immer für eine gesunde Kolonialpolitik," bemerkte Franz Xaver Osterbichler und haute auf den Tisch. „Nur müßten vernünftige Staatsmänner auch den berechtigten Eigentümlichkeiten der einzelnen Gaue Rechnung tragen. Chinesische Gebiete dürfen selbstverständlich nicht dem Reich, sondern müssen Bayern zugesprochen werden. Bayern muß seinen Teil an der Ostmark haben. Ich kann mir eigentlich China gar nicht anders verwaltet denken als bayrisch."

„Markgenossen, Gaubrüder," sagte der Ewige Jude, „wir kommen vom Thema ab. Wir müssen vor allem einen Titel finden."

Nun schwirrten Titel durcheinander: „Die eiserne Rute — Das Odinsauge — Der hinkende Gaubote — Der Einäugige — Generalanzeiger der Nibelungen — Das tönende Ochsenhorn — Der zielbewußte Bärenhäuter."

Endlich vermochte Dr. Rindleder mit seinem Vorschlag durchzudringen: ‚Die Faust der Wahrheit'.

„Ich mache euch darauf aufmerksam, Gaugenossen," führte er aus, „daß in diesem Namen nicht nur der Tatendurst des Germanen symbolisiert wird, sondern auch sein faustischer Drang. Derartige Wortspiele, die die Seele der Dinge viel unmittelbarer enthüllen als die langwierige Analyse sogenannter Wissenschaft, sind sowohl beim Rembrandt-Deutschen wie bei Chamberlain sehr beliebt."

Herr von Zeckenfeld verhandelte über die Vertriebsprovision, die er von der ‚Faust der Wahrheit' erhalten sollte. Der Ewige Jude war glücklich über die Wahl Johannes Borromäus Rindleders zum Redakteur. „Er hat die Telephonnummer 60746," flüsterte er mir zu, „wenn man die Ziffern als hebräische Buchstaben liest, dann ergibt sich ‚Krone des Judenhasses' oder ‚stößiger Ochs'!"

Man rezitierte aus der Germanenbibel, aus Cham-

berlains Grundlagen. Dr. Rindleder hielt eine Ansprache, die in der Versicherung gipfelte, am deutschen Wesen werde die Welt genesen, und Marbod Timm war sehr begeistert. Auch sang man teutsche Bardite. So gab Herr von Zeckenfeld das Bardit zum besten: „Mädel fein, Mädel klein, o du Foxtrott-Mädel mein, einmal muß es das erste Mal sein, Hipphipphurra!" Dr. Rindleder steuerte das Bardit bei von dem Fenriswolf, der die Zunge herausstreckt, und der Esche Yggdrasil, deren Wurzeln er betropft; Franz Xaver Osterbichler aber sang das Bardit von den bayerischen Helden: „Wenns wir beis den Mädchens schlafens, sans wir unsern Kör.ig gleich."

Der Ewige Jude begleitete die Bardite auf dem Ochsenhorn.

5

Der Ewige Jude hatte mich eingeladen, zur Feier der Zeitungsgründung ein Glas Wein mit ihm zu trinken.

Wir saßen im Redaktionszimmer der „Faust der Wahrheit', dem früheren Bureau des Stemmklubs ,Schwarz-weiß-rot vom Sirius bis zur Jungfrau'. Der ,Hakenkreuz-Jahrweiser für Deutschbewegung' an der Wand zeigte den 7. Eglfing.

Ein Haufen judenfeindlicher Bücher und Flugschriften lag auf dem Tisch aufgeschichtet, in allen Sprachen der Welt. Dazu war das Mikroskop da mit dem Spaltpilz und andere seltsame Dinge, altertümliche große Landsknechtstiefel und dergleichen.

Wir tranken und rauchten.

„Es war schon manchmal an dem," sagte er, „daß das Bibelwort beinahe zur Wahrheit geworden wäre: ,Siehe, ich gebe euch als Eigentum den Völkern!' Da war Herodes der Tetrarch. Ein gescheiter Mann. Er führte griechische und lateinische Sitten in Jerusalem ein, Theater und Ringkämpfe. Wäre es nach ihm gegangen, die Juden wären sehr früh kosmopolitisiert gewesen, und die Welt sähe anders aus. Ich hatte einmal eine große Schuhlieferung für Herodes, viertausend Paar Sandalen, das Paar zu zwei Drachmen. Ich wollte sie nach griechischer Mode machen; auch die

Prinzessin Salome war dafür, es wäre hübsch und praktisch gewesen. Aber die Jüdisch-Nationalen waren dagegen, sie steckten sich hinter Mariamne, und Herodes, der eheliche Szenen nicht leiden konnte, bestellte die Schuhe ab."

Er schwieg und trank.

„Niemand ist an nichts unschuldig," sagte er nach einer Weile. „Das war dann, als Mohammed auftrat. Hätten die jüdischen Chauvinisten sich damals nicht so wild dagegen gestemmt, hätten sie den Kompromiß angenommen, den Mohammed anstrebte, das Judentum wäre vermutlich in Form eines vorsichtigen Mohammedanismus Weltreligion geworden statt in Form des Christentums. Alles wäre früher zur Ruhe gekommen, mein Spaltpilz hätte nicht in Tätigkeit zu treten brauchen, ich wäre längst vom Erdboden verschwunden und hätte nicht das Vergnügen, hier mit Ihnen Markobrunner Auslese zu trinken."

Seine Worte klangen wie aus weiter Ferne zu mir. Eine seltsame Beklommenheit war über mich gekommen, eine merkwürdige Lähmung, ein fröstelndes Gefühl der Angst. Es war mir, als wären die Wände des Zimmers Dunst und Nebel, als wäre fremdes, unheimliches, altertümliches Volk um uns, als wären starre Augen auf mich gerichtet.

„Sind wir nicht allein?" fragte ich, und meine Stimme klang heiser und mühsam.

Hatte er meine Frage nicht gehört? „Der geistige Kitt der Welt zu sein," sagte er „mit ihrem Blut die Welt zu düngen, immer gab es so viele unter den Juden, die sich klar und bewußt diese Aufgabe gestellt haben." Er lächelte. „Und die mir meine Aufgabe so schwer gemacht haben. Zuletzt und am entschiedensten Mendelssohn. Aber schon viel, viel früher. Denken Sie an den Juden Alexander, den sie Flavius Josephus nennen. Denken Sie an den Minnesänger Süßkind von Trimberg —".

Jetzt wußte ich bestimmt, daß wir nicht allein im Zimmer waren. Ein ganzer Schwarm von Gestalten, nebelhaft, nicht greifbar, nie von mir gesehen und mir doch bekannt, war da, war auf eine mir unfaßbare Weise im Zimmer, ging nicht, stand nicht, blieb nicht stehen und bewegte sich nicht und war doch da, regte den Mund nicht und sprach doch. In den Trachten aller Zeiten, aller Völker glitt es durcheinander, schaute aus tausend Augen auf mich; es waren Juden und waren doch keine Juden. Da war der griechische Livius, Flavius Josephus, da war Abraham ibn Sahl, der große Liebessänger der Araber, da waren mittelalterliche Franzosen und Spanier und Italiener. Ganz nah aber an mir und, ohne daß ich sie gekannt hätte, mir bewußt und sehr vertraut, war jener arme Minnesänger aus der Manesseschen Liederhandschrift mit den traurigen Augen und dem großen spitzen Judenhut, der Jude

Süßkind von Trimberg, und über seine Schulter schaute der Jude Samson Pine, der den Deutschen als Erster den ‚Parcival' übersetzte, und wieder über seine Schulter der Jude Johannes Pauli, der mit seinem ‚Schimpf und Ernst' die Schwankliteratur des deutschen Mittelalters abschloß. Tausend Gesichter waren im Dunst. In allen Zungen sprach es, in allen Rhythmen sang es; alles, was die Phantasie der Völker je bewegt, war da und wob hinüber, herüber, durch diese jüdischen Meister; und es war ihr Klang, den es tönte, und ihre Farbe, die es glänzte.

Das Gewimmel wurde blasser und verlor sich in den Wänden des Raums, die aus Dunst und Nebel schienen.

Die Stimme des Ewigen Juden klang wieder näher. „Der Judenhaß ist ein Golem. Schiebt man ihm nur das rechte Amulett unter die Zunge, dann steht er auf und wandelt. Er ist außerhalb der ethischen Bewertung. Er ist der Ungeist, der aufsteht wider den Geist. Die Materie, die den Geist unter sich begräbt. Er ist Notwendigkeit, Naturgesetz. Sehen Sie diesen Schuh," sagte er, auf die altertümlichen Landsknechtstiefel weisend, die auf dem Tische standen. „Ich habe mich immer für Stiefel interessiert," lachte er. „Sie wissen, ich bin Schuhfabrikant von Beruf."

„Was ist es mit diesem Schuh?" fragte ich.

„Schauen Sie seine Sohlen genau an," forderte er.

„Sie sehen, sie sind aus Pergament. In den Innenlagen finden Sie hebräische Buchstaben. Sie sind ums Jahr 1130 gemacht, als der heilige Bernhard von Clairvaux den Kreuzzug predigte," erklärte er. „Oh, was waren das für gute Zeiten für mich! Man schlug die Juden zu Myriaden tot und verbrannte ihre Bücher. Oder man schnitt Schuhsohlen aus ihren Büchern. Hier sehen Sie solche Sohlen. Das war der Chevalier Chretien de Hautecloque, der sich diese Schuhe machen ließ. Er allein schlug siebenundzwanzig Juden tot, die Frauen und Kinder nicht mitgerechnet, und dann zog er ins heilige Land. In diesen Stiefeln, die er mit dem Pergament von Thorarollen hatte besohlen lassen. Wenn Sie genau hinsehen, können Sie die hebräischen Buchstaben noch lesen. Sie sind aus dem fünften Buch Mosis und heißen: ‚Drücke den Fremden nicht in deinem Land und liege ihm nicht hart an. Denn ein Fremder bist du gewesen im Land Ägypten.'"

„Ja," fuhr er fort, „auf diesen Schuhen zog der Chevalier gegen die Sarazenen, und alle seine Sünden waren ihm im voraus vergeben. Ich habe dem heiligen Bernhard wacker geholfen damals, ich habe allen Kreuzpredigern geholfen, dem Fernando Martinez und dem Vincente Ferrer, und wenn heuer und im vorigen Jahr in Polen und Rußland und Rumänien die Popen ein Moratorium der Bergpredigt verkündeten und die Juden totschlagen ließen und ihre Habe plün-

derten, dann war das nicht zuletzt mein Werk. Ja, ich war überall dabei, ich war in allem, sozusagen. — Wir haben den Begriff der Seelenwanderung übernommen, von den Indern her," fuhr er fort, scheinbar zusammenhangslos, „und ihn in Europa eingeschleppt." Er lächelte. „Das ist das Asiatische an uns."

Wieder verdämmerten seine Worte, und wieder waren wir nicht mehr zu Zweien im Raum. Lanzknechte saßen am Tisch mit dröhnenden Gebärden und roten, gutmütigen, unendlich rohen Gesichtern, und der Ewige Jude trank ihnen zu. Was war das für merkwürdiges Volk, mit dem er zechte? Immer mehr drängten um den Tisch. Kahle, hagere, fanatische Pfaffen und dicke Popen mit Bulldoggengesichtern und Gelichter mit tierischen Zügen und von stumpfem Gehabe in rumänischer Bauerntracht und in Kosakenuniform. Es war offenbar, daß alle sprachen, sie rissen die Münder weit auf, sie zeterten, sie bellten, sie schrien, sie gröhlten. Aber alles ohne Laut.

Und dann erweiterte sich das Zimmer und wurde zu einem ungeheuern Platz, der erfüllt war von Rauch und Blut. Türme von hebräischen Büchern brannten, und Scheiterhaufen waren aufgerichtet, hoch bis in die Wolken, und Menschen verkohlten, zahllose, und Priesterstimmen sangen dazu: Gloria in excelsis Deo. Züge von Männern, Frauen, Kindern schleppten sich über den Platz, von allen Seiten; sie waren nackt oder in

Lumpen, und sie hatten nichts mit sich als Leichen, verkohlte, zerstückte, geräderte, gehenkte, nichts als Leichen und die Fetzen von Bücherrollen, von zerrissenen, geschändeten, mit Kot besudelten Bücherrollen. Und ihnen folgten Männer im Kaftan und Frauen und Kinder in den Kleidern unserer Tage, zahllos, endlos. Und es waren Stimmen in der Luft, die sangen: ‚Groß sind die Ströme Euphrat und Tigris, und viele Wellen wälzen sie ins Meer: aber größer sind die Ströme des Bluts, das Israel verströmte für die Heiligung der Welt.'

Der endlose Platz schrumpfte zusammen zu der rauchigen Redaktionsstube, und über seinen Wein und seine Zigarre weg sprach der Ewige Jude: „Ich darf mir das Zeugnis ausstellen, ich habe meine Pflicht wacker erfüllt. Was sich tun ließ, habe ich getan. Wo sich ein bißchen Dummheit zeigte, sogleich bin ich gekommen und habe nicht nachgelassen und habe gebohrt und gebohrt, bis ich sie in die rechte Bahn lenkte und bis sie die Juden totschlug und verjagte. Ich habe mich nicht gedrückt, ich habe nichts unversucht gelassen: den Spaltpilz und tote Christenkinder als Opfer des Ritualmords und alldeutsche Offiziere und den Jargon und russische Popen und verseuchte, angeblich von den Juden vergiftete Brunnen und Hakenkreuzstudenten und Kosaken und zuletzt noch gefälschte Statistiken über die Juden im Heer. Ich habe gehetzt und entstellt und verleumdet, zwei Jahrtausende hindurch, daß der Chauvinismus

des Weltkriegs nüchternste Sachlichkeit dagegen war. Ich darf sagen: was geschehen konnte, ist geschehen.

Aber Sie sehen, mein Bauch nimmt trotz allem zu. Seit Mendelssohn und Lessing und Napoleon nimmt er unentwegt zu. Ich glaube, ich werde mich bald zur Ruhe setzen müssen."

Ich vermochte ihm nicht mehr zu folgen. Die gemarterten Juden und die kosmopolitischen, die Lanzknechtstiefel und die alldeutschen Offiziere, die Minnesänger Süßkind von Trimberg und der heilige Bernhard von Clairvaux, der Spaltpilz und Chamberlain und die Hakenkreuzstudenten, alles floß mir ineinander. Der da vor mir saß, modisch angezogen, mit dem zweideutigen Lächeln, war das der Redakteur Dr. A. Has von der „Faust der Wahrheit", oder war das ein Symbol des Nieverwurzelten, immer Nomadischen, des künstlich von der Einseelung ins Land Abgesperrten zu dem der Antisemitismus den Juden machen will?

„Wenn Sie erlauben, öffne ich das Fenster," sagte er plötzlich.

Er trug ein schwarzes Bärtchen, war im übrigen sorgfältig rasiert und hatte einen Anflug von Bauch. Man mochte glauben, ihm beim Rennen, im Theater, im Restaurant oft begegnet zu sein. Aber das merkwürdige, tiefe Licht in den Augen und eine gewisse, sicherlich einmalige Art, die Hände zu bewegen, war nicht zu verkennen.

6

Marbod Timm kam zu mir.

„Sie werden erstaunt sein,“ sagte er, „mich in Ihrer Wohnung zu sehen.“ Und sein frisches, hübsches Jungengesicht war verlegen.

„Ich kann es nicht leugnen,“ sagte ich.

„Eigentlich schickt mich Gertrud. Sie hat mir geraten, einmal offen mit Ihnen zu sprechen.“

„Bitte!“

„Es ist in der Deutsch-Bewegung nicht alles so, wie es sein soll,“ begann er.

„Was Sie nicht sagen!“

„Die Sache ist gut, die Sache ist ehrlich. Warum kann sie nicht mit ehrlichen Mitteln betrieben werden? Wir haben einen Schriftleiter, Werner Kotz. Sie werden seinen Artikel über Lessing gelesen haben, als wir jüngst das Theater zwangen, die Vorstellung des ‚Nathan‘ abzubrechen.“

„Nein,“ sagte ich.

„In dem Artikel behauptet er, Lessing habe eigentlich Levi geheißen. Was sagen Sie dazu?“

„Ich? O Schilda, mein Vaterland.“

„Ja, sind Sie denn gar nicht weiter erstaunt? Aber das ist doch ganz unwahrscheinlich.“

„Ja,“ sagte ich, „für wahrscheinlich halte ich es auch nicht.“

„Und dann, denken Sie, hat dieser Kotz früher, wie ihm der Urdborn noch nicht gerauscht hat, für die ‚Frankfurter Zeitung' zu schreiben versucht und für das ‚Berliner Tageblatt'. Aber man hat ihn zurückgewiesen."

„Man hat eben dort die Schönheiten des germanischen Stils nicht nach Gebühr zu würdigen verstanden."

„Jedenfalls bleibt das Ganze fragwürdig. Ich will davon schweigen, daß der Herr von Zeckenfeld wieder in Untersuchung ist wegen Unterschlagung, und daß man den Doktor Johannes Borromäus Rindleder in eine Irrenanstalt gebracht hat."

„Schändlich," sagte ich. „Früher wäre er heilig gesprochen worden."

„Warum in drei Deibels Namen findet die Sache keine besseren Verfechter?"

Ich zuckte die Achsel.

„Früher war das doch anders," fuhr er fort. „Da haben doch noch Männer wie Luther gegen die Juden geschrieben. Seine wuchtige Streitschrift ‚Von den Juden und ihren Lügen' ist doch geradezu ein Brevier des deutschbewegten Mannes."

„Luther?" lächelte ich und nahm eine Schrift vom Bücherbrett: Luthers Schrift ‚Daß unser Herr Jesus ein geborener Jude gewest'.

„Sehen Sie hier, bitte," sagte ich und schlug die die Stelle auf: ‚Unsere Narren haben bisher also mit

den Juden verfahren, daß, wer ein guter Christ gewesen wär, hätte wohl mögen ein Jud werden. Und wenn ich ein Jud gewesen wär und hätte solche Tölpel regieren und lehren gesehen, so wäre ich eher eine Sau geworden als ein Christ.'

Marbod stand ratlos. „Luther hat also so geschrieben und so geschrieben?" fragte er.

„Es scheint so," sagte ich.

„Ich muß Ihnen ein Geständnis machen," begann er nach einer Weile mit einer verlegenen Vertraulichkeit, die ihm gut stand. „Es geht mir sonderbar mit den Juden. Manchmal ist mir einer so sympathisch, daß ich glaube, ich könnte mein ganzes Leben lang gute, ehrliche Freundschaft mit ihm halten. Und dann wieder kommt mir einer so taktlos vor und servil und arrogant zugleich, daß ich herzlich mit einstimmen muß in den Ruf: Hinaus mit der ganzen Blase aus dem Land!"

„Lieber Herr Timm," sagte ich, „geht Ihnen das mit Christen nicht genau so?"

Und da er unschlüssig stand, fügte ich hinzu: „Sehen Sie, was Ihnen an einzelnen Juden ‚jüdisch' erscheint, jene gewisse servile Arroganz, jene demütige Zudringlichkeit, die hat ja mit dem Wesen des Juden gar nichts zu tun. Die ist ja nur eine Folge des Ghetto, der jahrhundertelangen Demütigung und Absperrung und Versklavung, in die das deutsche Mittelalter den Juden gepreßt hat."

„Aber irgendeinen realen Grund muß es doch haben, daß das Volk solchen Abscheu —?"

„Abscheu? Das Volk? Auf hundertundzehn Deutsche kommt ein Jude. Nur ein kleiner Bruchteil des Volkes kennt also die Juden persönlich. Aber auf jeden einzelnen deutschen Juden kommen wöchentlich hundert Exemplare einer antisemitischen Zeitung. Das ist die Quelle, aus der das Volk die Juden kennt. Dazu die Alldeutschen —"

„Sie haben einen so verächtlichen Ton," unterbrach er mich, „wenn Sie von den Alldeutschen reden."

„Verächtlich? Nicht, daß ich wüßte. Mitleidig vielleicht. Sehen Sie, in der Schule bin ich oft mit Söhnen führender alldeutscher Familien zusammen gewesen. Viele von ihnen waren brav, gutmütig, aber mäßig begabt. In den Sprachen, in der Geschichte, vor allem im deutschen Aufsatz hielten sie sich nur mit Mühe über Wasser, und mancher verdankt mir seine Freiheit ein Jahr früher, weil er gottesfürchtig und geschickt aus meinen Heften spickte. Aber merkwürdig, im Turnen waren sie alle gut. Beim Springen, am Reck, an den Leitern, bei Freiübungen zeigten sie sich stramm, stark, gewandt. Das sind sicher brauchbare, nicht zu verachtende Eigenschaften und, auf dem Rennplatz, im Heeresdienst betätigt, der Allgemeinheit gewiß von Nutzen. Aber ich habe nie begriffen, warum eine gute Leistung im Hochsprung oder am Reck politische Führereigen-

schaften verbürgen soll. Und die guten Turner und miserablen Logiker, die maßten sich doch durch Jahrzehnte die Führung der deutschen Politik an, die sind doch heute die Führer der Deutschbewegung.

Ja, wie ratlos mögen die gewesen sein, als sie die Karre glücklich in den Dreck gefahren hatten, und als das Volk wie aus einem Mund schrie: ‚Nieder mit den Alldeutschen!' Und wie mögen sie aufgeatmet haben, als auf einmal der Ausweg aus der Klemme gefunden war, als auf einmal der alte Sündenbock aus der Versenkung stieg: Judaeus ex machina."

Hier klopfte es: und der Ewige Jude trat ein.

7

Ich war zur Taufe geladen bei Marbod und Gertrud Timm. Sie hatten Zwillinge bekommen.

Unterwegs traf ich den Ewigen Juden. Wir hatten ein Ziel.

„Ich sehe die judenfeindliche Bewegung überall im Wachsen," sagte ich. „Ihr Weizen blüht."

„Blüht!" knurrte er. „Was heißt blüht? ‚Die Faust der Wahrheit' ist eingegangen. Es hat sich ausgeblüht. Sehen Sie meinen Bauch an."

Er war allerdings beträchtlich fett geworden.

„Aber ich merke doch überall —"

„Das sind die letzten Zuckungen. Denken Sie, jetzt hat ein deutscher Christ, Johannes Müller, geschrieben, der Antisemitismus sei in erster Linie ein deutsches Problem, eine Schwächeerscheinung der deutschen Volksseele. Nur ein Volk, schreibt er, dessen nationale Ambitionen im Widerspruch stehen zu seiner Willensstärke in nationalen Dingen, kann auf den Gedanken verfallen, auf die Juden das abzuwälzen, was für jedes gesunde Volk eine Sache des selbstverständlichen Stolzes ist: die Verantwortung vor der eigenen Tat.

Sie bemerken zurzeit eine judenfeindliche Welle," fuhr er fort, „das ist richtig. Nachdem die Deutschen fünf Jahre im Ghetto sind, benehmen sie sich haltloser und würdeloser als die Juden nach einem Ghetto von fünf Jahrhunderten. Aber das nützt mir nichts. Es ist nur eine akute Erkran-

kung, ich darf nicht darauf bauen, und sowie sie vorbei ist und das Volk den Nervenanfall überwunden hat, wird es sich schämen, daß je hundertzehn Deutsche vor einem einzigen Juden ein solche Mordsangst gehabt haben.

Nein, nein. Es ist aus. Es ist endgültig Schluß. Ich kann einpacken, ich bin ein Gespenst von vorgestern und höchstens noch auf der Bühne möglich. Ich halte natürlich aus bis zuletzt, ich bin noch immer das Haupt der judenfeindlichen Propaganda, ich stelle Flugschriften her und klebe nachts judenfeindliche Zettel an die Dachrinnen und in die öffentlichen Aborte. Aber ich habe mich auf Abbruch eingerichtet. Ich habe mir ein Haus im Isartal gekauft, und meinen Wanderstab habe ich dem Requisiteur des Nationaltheaters geschenkt."

Sie sehen ja, die Juden selbst nehmen diese augenblickliche Welle nicht ernst," fügte er nach einer Weile hinzu. „Sie lamentieren nicht. Es fällt ihnen nicht einmal ein, den Bengels im Ernst böse zu sein."

„Was tun sie denn?"

„Sie lachen."

„Sie —?"

„Ja. Sie amüsieren sich über die Talentlosigkeit und die sprachlichen Schnitzer der Antisemiten."

Wir waren im Haus des Ehepaares angelangt.

Marbod Timm drückte mir herzlich die Hand. „Ich war ein Esel," sagte er.

Gertrud zeigte stolz die Zwillinge vor.

„Wie heißen sie?“ fragte ich.

„Das Mädel heißt Marie —“

„Marie! Pfui!“ unterbrach der Ewige Jude. „Das ist hebräisch und kommt von Mirjam. Sie hätten sie Frigg nennen sollen.“

„Aber der Junge, da werden Sie einverstanden sein, der Junge heißt Hans.“

„Hans! Pfui!“ sagte der Ewige Jude. „Das ist hebräisch und kommt von Jochanaan. Sie hätten ihn Teut nennen sollen.“

Marbod und Gertrud lachten herzlich. „Wenn das Jüdische und das Deutsche so ineinander verfilzt ist,“ sagte Gertrud, „wer sollte das auseinander klauben?“

Der Ewige Jude saß in einem Klubsessel, fett, behaglich rauchend, und summte vor sich hin: „Das Wandern ist des Müllers Lust.“ Sorgfältig rasiert, wie er war, mit dem schwarzen Bärtchen auf der Oberlippe, mochte er einem im Theater, auf dem Rennplatz, im Restaurant oftmals begegnet sein.

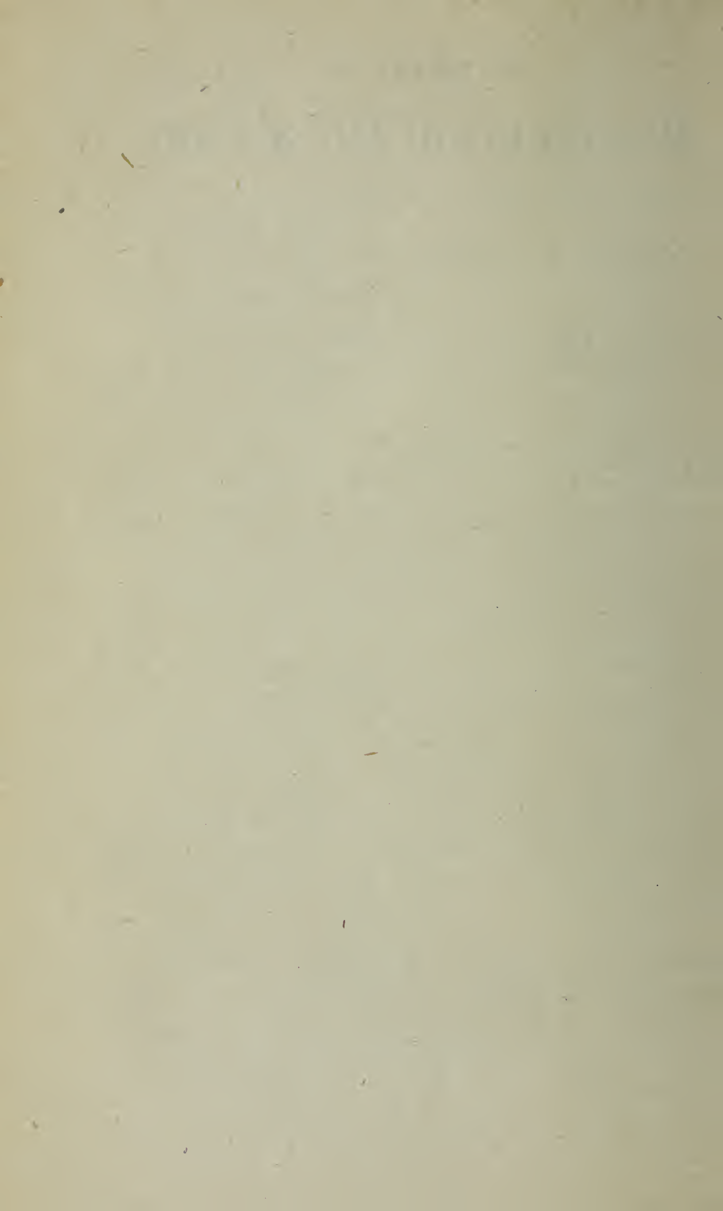
„Sind Sie zufrieden?“ fragte ich.

„Zufrieden!“ knurrte er. „Was heißt zufrieden?“ Er wandte mir den Blick zu und das merkwürdig tiefe Licht in seinen Augen strahlte auf. Er räkelte sich und atmete wohlig.

„Zufrieden?“ wiederholte er. Und indem er auf eine nicht zu verkennende, sicherlich einmalige Art die Hände bewegte, lächelte er: „No, warum nicht?“

Fritz Cassirer

Breviarium Judaicum



Breviarium Judaicum

das ist:

des Rabbi Moses Süßmilch Fastenpredigt auf das Jahr 1920,

den guten deutschen Juden allerlei Konfession, so ob des Elends der elenden Zeitläufte betrübet sind, darin sie ausführlich und deutlich aufgeklärt, auch kräftiglich ermahnet werden, sich alsobald aufzuerbauen und zu erheitern.

Gott zum Gruß zuvor, werte deutsche Juden, alle, die zwischen Rhein und Weichsel sitzen seit Urväterzeiten in diesem schönen Lande, so Deutschland heißet — welchen Namen einige gelehrte Köpfe von ‚täuschen' haben ableiten wollen, welches aber eine unsichere Vermutung ist, weswegen ich sie hier auf sich beruhen lassen will!

Gott grüße euch alle, Aschkenasim und Sephardim, Zionisten und Alldeutsche, Ungetaufte und Getaufte!

Seid mir alle gleichermaßen geliebt und getröstet!

Bin gekommen, euch, liebe Brüder, mein Herz auszuschütten!

Denn es ist hohe Zeit, daß der Mensch zum Menschen rede, insonderheit aber der Jud' zum Juden, da Verwirrung in der Welt herrscht und Lug und Trug und Selbstbetrug!

Und hat ein jeglicher allhier in Europa und vielleicht auch anderswo — wovon ich aber nichts wissen kann, sintemalen ich schon das sechste Jahr in diesem Käfig sitze — jeglicher, sag' ich, hat daran sein gut gemessen Teil, niemand aber mehr, als diejenigen unserer werten Mitbürger, so sich deutsche Germanen oder germanische Deutsche nennen, davon ich nicht satt werden kann, mich beschwert zu fühlen und zu reden.

Und das Herz ist so voll, und die Worte bedrängen sich an der Pforte des Mundes, daß ich kaum weiß, wie und wo anfangen, und mir schier zumut' ist, wie unserem großen Dichter Goethe, da er die Geschichte Ahasvers, des Ewigen Juden, zu Papier bringen wollt' und:

,Um Mitternacht wohl fang ich an,
Spring aus dem Bette wie ein Toller,'

rief er, und schrieb's hin zum Zeichen seines überdrängten Herzens — welches ich gar wohl verstehen kann von einem so großen Genio, der sich Geschick und Weg und Drama unseres ewigen Volkes zu Sinne genommen hatte und davon sagen wollte.

Und da will ich euch denn — mit irgendeinem Anfang anzufangen — nur gleich meine Schluß-, Grund-, Haupt-

und Staatsmeinung herausdonnern, welche dahin zielet: daß ihr es euch, wackere und betrübte deutsche Juden, nicht sollet verdrießen lassen, wenn der Germane, so sich euren Wirt nennet — welches aber gleichfalls eine faule Behauptung sein möchte, weil es noch gar nicht ausgemacht und vielleicht auch gar niemals auszumachen ist, wer von uns beiden in diesen Landen länger und fruchtbarer Arbeit geleistet hat — wenn, sag' ich, der Germane sich wieder einmal am Dufte jener sonderbaren Jauche, so sich Antisemitismus nennt, erlabet, welche in unterschiedlichen Arten vorgefunden wird in unserem lieben Deutschland, darunter aber keine gute. Und alle entspringen sie aus einem nahen Misthaufen.

Und da ist eben dieses meine Hauptmeinung und exhortatio summa, daß ihr euch solltet daraus keinen großen Verdruß machen, noch Gemütsbeschwer, weil ich gewißlich weiß, daß euer Gewissen rein ist, wie der Kinder, und daß ihr immer der Worte des großen herrlichen Hermann Cohen gedenken solltet, welcher sich nicht nur zufällig und zum Schmucke Hermann nannte — welchen großen Juden ich einmal gefragt habe, was denn seine Meinung über den Zionismus sei.

Da hättet ihr aber sehen sollen, wie der kleine Mann um einen Kopf wuchs und wie das Feuer aus seinen aufgerissenen Augen schlug und wie er beide Fäuste ballte und fluchte und zugleich jammerte: „Wir dürfen

nicht nach Zion gehen! Was sollte denn aus Deutschland werden? Wir dürfen sie nicht allein lassen, diese Deutschen!"

Welche wichtigen Worte ich euch, liebe deutsche Juden, wünschte heute mit Cohenischem Feuer in die Seele schleudern zu können, welches ich zuversichtlich hoffe, daß mir gelingen wird, da ich selbst noch seit jener Stunde in diesem Feuer lodere und es nicht erlöschen will!

Dieser besagte Hermann Cohen, welcher, wie ich schon sagte, nicht nur zufällig, nein, recht von innen heraus sich Hermann nannte, konnte all sein Lebtag die Grenzmark nicht finden, wo sein Judentum in sein Deutschtum hinüberlief, und war ein großer Jude und ein großer Deutscher in einem und hat niemand in deutschen Landen heftigere Schmerzen um Deutschland und seinen Niedergang getragen als dieser, und wer einmal gehört hatte, wie dieser Cohen mit dem ihm eigenen Tone wehmütiger Begeisterung zu sagen pflegte: „Diese hymnische Urkraft und Lauterkeit unserer Psalmen, wo ist die denn in der Welt noch sonst herausgebrochen? ... Doch nur noch bei unserem Walter von der Vogelweide und bei dem Luther und bei unserem Goethe," ei! liebe Juden, wer das gehört, wer das begriffen, wer das mitgefühlt hatte — ich hab's! —, der konnt' wahrlich nimmer Sinn und Ziel und Gegenstand fassen, noch erfassen, wenn die Leut' ‚Antisemitismus' sagten!

Verlaßt mir also, verlaßt mir nicht dieses Volk, das immer wieder in seine Kinderkrankheiten und Kinderstreiche zurückfällt!

Entzieht ihm nicht euren Geist, euer Herz, euren Witz, euren Mut und bedenkt, o tief beleidigte, o gütige Juden, und bedenkt, daß da auf Erden keine Plage schrecklicher, keine Pein furchtbarer ist, als die der Dummheit, und daß ihr, meine hellen Freunde, — nicht damit gesegnet wurdet!

Ist Grund und Ursach' genug da, daß ihr aufgeräumt sein solltet und euch eurer Klugheit klug bedienen, als welche mit eurem Herzen stets in guter Eh' gelebt hat!

Aber — — leider — —

,Einige Juden sind dumme Leute',

,Einige Deutsche sind kluge Leute' . . .

wer weiß hieraus zu schließen? Was folgt daraus nach dem Aristoteles? . . . ,Barbara Celarent Darii Ferio —?' Ach, meine Lieben! Hier versagt die Logik! Nach dem Aristoteles folgt gar nichts daraus! Und doch — o werte, o ehrliche Juden! Was alles folgt nicht daraus! O Deutschland, mein Vaterland — —

O Deutschland, mein Vaterland, du bist ein dummes Vaterland! O dummes Deutschland! O verdummtes Deutschland! O klug, o groß gewesenes Deutschland! —

. . . ,Was der deutsche Geist sein könnte, wer hätte nicht schon darüber seine schwermütigen Gedanken

gehabt!' (Hört ihr die Stimme Nietzsches, des letzten großen Deutschen?)

,Aber dies Volk hat sich willkürlich verdummt, seit einem Jahrtausend beinahe.' (Hört ihr?)

,Deutschland gilt immer mehr als Europas Flachland.' (Hört ihr?)

,Habt ihr auch nur einen für Europa mitzählenden Geist aufzuweisen? Wie euer Goethe, euer Hegel, euer Heinrich Heine, euer Schopenhauer mitzählte?' (Hört ihr?)

,Die steife Tölpelei der geistigen Gebärde, die plumpe Hand beim Fassen — das ist in dem Grade deutsch, daß man es im Auslande mit dem deutschen Wesen überhaupt verwechselt. Der Deutsche hat keine Finger für nuances.'

,Der Deutsche hat keine Finger für nuances!' ... Wer in Europas Flachland versteht das Tragische dieses Wortes? Wer, sagt mir, außer ein paar Juden —?

Fast niemand außer ein paar deutschen Juden!

„Der Deutsche hat keine Finger für nuances." Ja, so ist es ... Ja, dies ist es ... Ja ... Hier entspringt — ein verlorener Krieg!

O Deutschland, mein Vaterland, daß du keine Finger — — — für Juden hast — — —

Oder — zweifelt ihr daran, Teutonen?

Habt ihr's gewußt, wißt ihr's heute, Teutonen, daß einer wirklich geweint hat über euer Unglück?

Daß ein Volk auf der Erde war, ein einziges! dem wirklich das Herz darüber brach?

Aber was ahntet ihr von diesen Ostjuden! Zartfingerige!

Habt's herrlich verstanden, die Dänen, die Polen, die Elsässer ins Reich zu gewöhnen!

Liefen alle davon, so schnell sie konnten, kaum daß die Türen offen standen!

Habt ihr's uns besser gemacht? Bildet ihr's euch ein? Ihr habt's uns nicht besser gemacht, glaubt's!

Wir aber blieben!

Wir bleiben.

Ahnt ihr noch nicht, warum?

... Nein! Ihr ahnt nicht, ich weiß es! Wißt nichts von uns! Habt gemerkt — war nicht schwer zu merken! — daß wir klug sind. Hörtet ihr aber jemals, spürtet ihr, daß selteneres Kraut auf unserem Acker wächst — Weisheit? Jene, mein' ich, die über alle Weltklugheit, Weltläufigkeit hinaus reif ward!

Wisset ihr von dieser unserer Spinoza-Ferne zum Leben, die da unser kostbar unverlierbar Erbgut wurde?

... Nein, meine Freunde! Sie wissen nichts von unserer Weisheit! Wissen nicht einmal genug von unserer Klugheit!

Oder — könnte es nicht sein, meine Freunde, daß wir für manches besser geboren wären als jene?

Könnte es nicht sein, daß wir dieses, unser Land, feiner, zarter und also: kraftvoller geführt hätten?

Könnte es nicht sein, daß wir — wir, seit zweitausend Jahren Gäste, gut gehaßte Gäste! — könnte es nicht sein, meine Freunde, daß wir in der Schule der Jahrtausend-not — — bessere Diplomaten geworden wären, als jene, welche — — — keine Finger für nuances haben?

Könnte es nicht also sein, daß wir die diplomatischen Fäden dieses unseligen Reiches mit feinerem Finger gewoben, daß wir sie nicht gar so — teutonisch zerrissen hätten? Schweigt! Schweigt!

Könnte es nicht sein — o toller Gedanke! —, daß ein Generalstab von Juden diesen Krieg weniger — korpsstudentenmäßig geführt hätte?

Und daß er besser — Frieden zu schließen verstanden hätte?

Es könnte sein ...

Es hätte sein können....

Es hätte sein sollen!

Es ist nicht so gewesen.

Es wird nicht so sein — — — — — — — — —

Haben uns — Gott weiß wo — im Schützengraben da — dort — irgendwo — verwertet!

Verwertet!

Und nun — haben wir uns nicht bewährt — sagen sie — da — dort — irgendwo — im Schützengraben — — sagen sie — diese — — —

Stellt uns doch, ihr lieben Leute, stellt uns in drei Teufels Namen! doch endlich dahin, wo wir euch besser Arbeit leisten können, als ihr!

Gesetz: ‚Dieser und dieser und dieser Posten darf nur von Juden bekleidet werden.' Bis 1950!

Würde die Welt gar bald merken, daß Mut ohne Aufgeblasenheit, Konsequenz ohne Schneidigkeit, Biegsamkeit ohne Charakterschwäche noch wachsen in Europas Flachland!

O dummer, o unverschämter Traum!

O Deutschland, mein Heimatland!

Schlagt die Juden tot! Es ist vielleicht besser so — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vergeßt, meine Brüder!

Verzeiht!

Verzeiht euren Feinden, denn sie wissen nicht, was sie tun!

Und verzeiht euren Freunden — denn sie sind feige.

Drill hat sie zu Feiglingen gemacht, daß sie den Mut nicht mehr verstehen, wie wir ihn verstehen, die wir allein zu tragen, die wir allein zu wagen gewohnt sind!

Daß sie den Mut nicht mehr *haben*!

Eine ‚Besichtigung'! Habt ihr sie wohl gesehen? Aber wer hat sie *nicht* gesehen in diesen Jahren? . . .

O schlotternde Beflissenheit der Helden, die sich wonnig Gesinde fühlten! O übel gefüllte Männerhosen! O ironische Judenblicke! O edler Militarismus! ...

Ja, meine Brüder! Zu wenig habt ihr von dieser Feigheit! Wär' sonst nicht so komisch, euch im Parademarsch zu denken! Augen — gerade aus! Das Ganze links schwenkt — marsch! Wer lacht da?

Eingänger sind wir.

Nicht einmal Brüder fühlen wir uns.

Hab' ich nicht recht, — — meine Brüder? ...

Eure Freunde, sagt' ich, schweigen aus Feigheit. Oder — gibt es deren nicht?

Tausend und aber tausend! Das Land ist bedeckt von ihnen!

Sie wissen den Zauber jüdischen Heimes, jüdischen Herzens, jüdischer Geistigkeit, jüdischer Unrast, jüdischen Witzes, jüdischer Barmherzigkeit, jüdischer Freundschaft!

Und etliche von ihnen wissen auch von jüdischer Prophetie und jüdischer Führerschaft und davon, wie wir Deutsche besten Schlages auf dem lange schon gekrümmten Rücken diese unsere deutsche Welt und Last schleppen, sie hinüber zu retten in bessere Zeit, als diese, wo Deutsche — zu Teutonen wurden!

Deutsche Welt?

Deutsche Kultur?

Wo fand ich sie?

Sehe den stillen Bau der Singakademie vor mir, im Kastanienwäldchen, in Berlin. Sitzt da der Menzel, sitzt da der Helmholtz, wer noch? Die Besten halt, sitzen und lauschen, wie der Joachim das letzte große Testament deutschen Geistes liest: die letzten Quartette des Beethoven.

Dieser besagte Jude Josef Joachim wollte durchaus nicht zugeben, was die deutsche Öffentlichkeit glaubte: daß dieses Grund- und Hauptbuch Beethovenscher Hinterlassenschaft Zeugnis eines schon formlosen Geistes sei.

Glaubte das nicht, sondern erschaut's in seiner Wahrheit und spielt's den Leuten unablässig — und heut' wissen sie Bescheid, die Deutschen!

Und da muß ich abermals des großen Hermann Cohen gedenken, der besagten Juden Joachim immer wieder in sein kleines Marburg kommen ließ, wohin ihn der Klüngel der Philosophieprofessoren zeitlebens verbannt hatte. Der ließ nicht ab und ruhte nicht, auf daß seine Marburger auch diesen letzten Kursus in Deutschheit durchschmarutzen sollten, welches ihm gar wohl gelang, die Wackeren aber nicht hinderte, dem Reichstage einen Anti zu senden, zum Schutz deutschen Wesens vor ‚Zersetzung'!

Und dies ist ein Gesetz, das werdet ihr alle Zeit und aller Orten in Kraft finden in deutschen Landen!

Wollen's nach dem Vorgange des edlen Spinoza,

welcher durchaus kein deutscher Professor sein wollte, more geometrico explizieren!

Habt ihr euch die Aufgab' gestellt: Der deutsche Jude ist zu entlarven! dies ist die Lösung:

Schlagt einen Kreis um irgendeinen großen Deutschen, dessen Radius so groß gewählt sei, daß, wer auf seiner Peripherie lebt, keinen Vorteil irgendwelcher Art von jenem im Zentrum des Kreises postierten großen Deutschen haben kann, und ihr findet den Juden, dessen Schicksal es geworden ist, sich für jenen Deutschen zu opfern!

Welche schöne und erhebende Wahrheit wir, meine werten Juden, auch in der Form eines schönen und wahrhaftig wahren Lehrsatzes also aussprechen können:

Nicht weit von jedem großen Deutschen findet sich der getreue Jud, der sich zum Ziel gesetzt hat, ihm zu dienen.

Welchen schönen und wahren Lehrsatz ich euch noch faßlicher und einpräglicher zu Gemüt führen möcht', indem ich es abermals wie die mathematici mach' und in meinen Satz lauter Konstanten, d. h. aber nichts anderes, als wirkliche Fälle einsetz', wo er dann lautet:

> Jeder Gerhart Hauptmann in Deutschland hat seinen guten und allzeit getreuen Otto Brahm!

oder:

> Jeder Richard Wagner in Deutschland hat seinen getreuen Hermann Levi!

oder:

Jeder Bach hat seinen Mendelssohn!

oder:

Jeder Brahms hat seinen Joachim!

oder:

Jeder Kant hat seinen Cohen!

Mit welch letzterer überaus schöner Anwendung ich schon wieder auf meinen Hermann Cohen gestoßen bin, welcher nicht müde werden wollte, den Deutschen zu versichern: Dieser Kant sei gar kein Schulmeister, sondern ein Genie gewesen, und sie möchten ihn doch ja recht aus dem Grunde studieren, trotz Schopenhauer, und es gäbe eine deutsche Philosophie trotz der deutschen Philosophieprofessoren, und die könne man in Marburg studieren!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hab' nichts gesagt.

Ich werd' nichts sagen können.

Bin überfüllt der Gedanken und des Unmuts!

Möcht's aber herunter von der Seele stoßen, wieder leicht, wieder rein zu fühlen, wieder sachlich zu denken, wieder recht von innen heraus deutsch zu sein.

Muß es sagen!

Denn wir müssen — unnachlaßlich ist das — wir müssen, ihr deutschen Juden, dies Deutschtum hüten und schützen! Wer sollt's sonst? Sie selbst vielleicht, die Teutonen? Können kaum noch deutsch reden und

schreiben! Müssen sich's von ihren Gelehrten und Sprachkennern schon lang' sagen lassen, daß sie's nimmer können!

Wie sollten sie? Ist denn der deutsche Schädel, das deutsche Antlitz noch da?

Dünkt mich oft, daß der Meister Dürer, wollt' er sich heut' ein Modell für einen Sankt Markus oder Lukas finden, gar sehr in Verlegenheit käm', gewiß aber lang' suchen müßt!

Die glatten Köpf'! Kaffeetücher, die zu oft in der Wäsch' waren! Made in England! Schneidig!

Die Hohlköpf'!

Die nur rasseln, wenn der Herr Hauptmann die Schlägel rührt!

Fühlen nicht mehr Drang und Not der echten Rede, wissen nicht mehr, was ein deutsch Wort für einen deutschen Gedanken ist, und wie sich das so schwer, so wunderschwer gebiert!

Wissen nicht mehr von deutschem Halbdunkel und Schwebelicht und Rätselwesen!

Haben dies schlichte, scheue, schaudernde Schauen ins Unendliche verloren, verlebt, verhökert, verkrämert, verspekuliert, verpolitisiert, das da ist, war und sein wird Deutschtums Seele, Mark, Erb- und Eigentümlichkeit, Sein!

Die Korpsstudentlein! Die Landrät'! Die Reserv'offizier'! Die professores!

Greinen, Deutschland sei ihnen gestohlen worden! Haben sie's auch besessen? Haben sie's auch betreut? Sorge darum getragen? Dämmert's ihnen, daß es im Jahre des Heils achtzehnhundert und einundsiebzig zu kränkeln begann?

War ihnen längst vergangen!

War ihnen nie gegenwärtig!

Wird ihnen nicht zukünftig sein!

Oder — weiß schon einer hier in Europas Flachland, wie es gar so traurig jetzt in der Welt allüberall bestellt ist? Wie Leben und Treiben allüberall in diesen armen Ländern des Sieges (was ist das: ein Sieg?) gar so trost-, so schwunglos, so gierig-geil, so kriechend-schleimig-schlangenhaft, kurz, es neudeutsch zu sagen, so materiell ward, daß die Führer der Geister wieder einmal hierherschauen, ins Flachland, dem sie das Glück neiden, daß es — besiegt wurde?

Wollen die Hoffnung nicht fahren lassen, hier, gerad' hier, meine Freunde, könnt' wieder einmal Heimat und Insel und Zuflucht alles Zukünftigen, alles Reinen werden!

Aber wer weiß das hierzulande, meine Lieben? — — Ein paar weise deutsche Juden wissen's schon.

Haben freilich Zeit gehabt, weise zu werden, lieben Freunde.

Freilich.

Haben unsere Schulen streng durchgemacht.

Haben an den Pyramiden mitschuften müssen, haben die Pharaonen sinken sehen, haben Jerusalem und den Tempel brennen sehen und sind dageblieben, wie vergessen, sind dageblieben, zu schauen, zu schauen, zu schauen, daß uns der Welt Eitelkeit immer durchsichtiger werde, wir uns selbst immer dunkler, wir, Sphinxe, wie jene des ‚Faust', die da sagen:

‚Wir von Ägypten her sind längst gewohnt,
Daß unsereins in tausend Jahre thront!'

Wir sind's längst gewohnt!

... War ein Land. Hieß Judäa. Lag gelagert um seinen Tempel, als um seinen Gedanken. Ward der Tempel verbrannt, das Volk fortgeführt. Ward der Herzgedanke davon stark!

Zogen viele zurück an die alte Stätte und fingen an, am neuen Tempel zu bauen. Und — aber wer weiß die Geschichte nicht?

Aber — — — wer weiß ihren Sinn?

Ward auch der zweite Tempel verbrannt. Ward Judäa — wie heißt's doch? — besiegt, zerstört, vernichtet?

Beendet. Wohl!

Der Herzgedanke aber wuchs über unsere Häupter, ihr wißt's! Er nahm uns, der Riesige, in seine Arme! Er trug, er rettete uns!

Damals, Freunde, wurden wir groß am Untergang — wie es sich gehört!

Seitdem, ihr Freunde wißt es! verstehen wir etwas vom Untergang und von dem, was sich dabei gehört!

Damals haben wir für alle Zeit den Kriegsgewinn eingesackt!

Schon damals!

Sollen wir ihnen nun nicht sagen, nicht sagen dürfen, wie man das macht?

Haben's nicht verstanden, den Krieg zu gewinnen! Verstehen's nicht einmal, ihn zu verlieren!

Deutsche! Deutsche! Sollen wir wieder die einzigen Kriegsgewinnler sein?? — — —

Habt sie doch auch einmal verstanden, die Kunst, euch besiegen zu lassen! Ist schon lange her! War damals, als ihr das Unglück von Jena mit der Vollendung des ‚Faust' beantwortetet! O Deutsche!

Hab' immer geglaubt, der Engländer schlägt sie doch alle an Dummheit. Ist aber nicht so. Ist freilich dumm. Aber nur so dumm — wie die Welt. Passen drum zusammen, wie die Faust in den Handschuh paßt, Engländer und Welt!

Aber du, mein Deutschland? — nun, auch dies, mein Deutschland, wächst dir transzendental — — —

... ‚Flottenparaden, Tempelhofer Feld, Zapfenstreich ... alles ist gleichgültig,' Fontane sagt's, ein edler Deutscher. ‚Aber Oberammergau, Bayreuth, Weimar, das sind drei deutsche Dinge, deren wir uns freuen dürfen.'

Und: ‚Alle Staaten müssen erst wieder den Mut kriegen, vor dem Besiegtwerden nicht zu erschrecken.‘ (Fontane sagt's!)

Und: ‚Große Zeit ist's immer nur, wenn's beinah schief geht!‘ (Fontane sagt's!)

Wer hört das? Wer will das hören?

Sind zu klein geworden.

Wissen nichts mehr von der Schönheit zermalmenden Schicksals.

Verstünden nicht den Jesaiasruf über die Trümmer hin: ‚Redet zum Herzen Jeruschalajims und rufet ihm zu, daß erfüllt ist seine Dienstzeit, daß seiner Schuld genug getan! Denn es hat empfangen aus der Hand des Ewigen doppelt für alle seine Sünden! Eine Stimme ruft: In der Wüste bahnet den Weg des Ewigen. Ebnet in der Steppe eine Straße unserem Gotte.‘

Und: ‚Es dorrt das Gras, es welkt die Blume, denn der Odem des Ewigen hat es angeweht. Fürwahr, Gras ist das Volk. Es dorrt das Gras, es welkt die Blume, aber das Wort unseres Gottes bestehet ewiglich!‘

Sie verstünden das nicht. Sie hocken gekränkt und starren das zerbrochene Spielzeug an. Suchen den bösen Mann, der schuld sei und hassen. Sind das noch Deutsche?

Am End' gibt's gar keine Deutschen mehr — außer ein paar — — Juden — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und so komm ich, weil ich nicht enden kann — wo? wie? — und so komm ich, sag' ich, zum Schluß. Um wenigstens zu schließen.

Viele seh' ich unter euch, die mit bedenklicher Gewissenhaftigkeit den Kopf hängen lassen und recht deutsch gründlich sich ergrübeln möchten, was es denn mit diesem schier unausrottbaren Hasse auf sich habe, und ob nicht doch vielleicht ein echter, ein guter Grund sei, daß wir die Brust schlagen sollten und ausrufen:

‚Vater, wir haben gesündigt.'

Welchen Gewissenhaften — es sind nicht die Schlechtesten unter euch! — ich noch folgendes Unterschiedliche sagen möcht'!

Möcht' Ihnen zum ersten zu bedenken geben, daß jeglich Tier, so sich auf dieser Erde herumtreibt, ein After sein eigen nennet, welches nicht so lieblich duftet als das Maul, aber gleichwohl ein nützlich, ein unentbehrlich Ding ist, wie männiglich weiß. Und daß wir nicht abstreiten können, noch wollen, daß das Tier Juda hierin nicht besser gestellt sei als andere Tiere! Welches für diesmal deutlich genug gesagt sein mag!

Zum zweiten wollt' ich euch, ehrliche und gewissenhafte Juden, recht inständig gebeten haben, euch doch ja über diese schon vorhin erwähnte Sphinx ‚Juda' nicht allzuschrecklich den Kopf zu zerbrechen.

Ist es doch niemandem gegeben, sich selbst zu erkennen, wie uns der große Goethe gelehrt hat, und trägt

der Selbstzergrübler nichts davon als eitel Hypochondrie, ohn' allen sonstigen Gewinn an Einsicht und Erkenntnis. Weshalb sich derlei unnütze Pedanterei und Kasteiung für einen klugen Juden nicht schicken möchte!

Laufen freilich als ein recht trojanisch Pferd durch die Weltgeschichte hindurch, Rätsel den andern, wie uns selbst, Problem allen Weisen und Narren, harte Nuß allen Nußknackern!

Lasset aber nur jene die Nuß knacken, wenn sie können! Habt Wichtigeres zu tun! Sollt euer gut Gebiß für andere Nüsse schonen, dafür es gemacht und geübt ist!

Gibt *eine* Sache, darin ihr Meister seid! Gibt ein Rätsel, dessen langvertraute Kenner, dessen älteste, dessen getreueste Liebhaber ihr seid! Ihr wisst's!

Löst dieses!

Wie? ... Oder wollt ihr leugnen diese eure alte, eure unauslöschliche Liebe zu diesem Deutschland?

Wisset ja selbst, wie tief sie sitzt und frißt an euch!

Reicht ja — o liebe Freunde, soll ich euch warnen? *darf* ich euch warnen? — reicht ja schier bis an den Abgrund — — — der Entwürdigung — — —

Zum dritten und letzten aber möcht' ich euch zum Behufe heiterer Auferbauung und Wiedergewinnung frischen Mutes zu bedenken geben, wie es doch bekanntlich nicht möglich ist, ein Tier zu jagen, so man nicht siehet.

Kann man denn aber etwa einen Elsässer erkennen oder einen Böhmen oder einen Polen oder einen Katholiken oder Protestanten?

Weiß man auch nur die Namen dieser Tiere? —

Ihr versteht.

Wir sind sichtbar. Wir sind erkennbar.

Und wir tragen zum Überflusse diese Namen, die sie uns aufgesetzt haben wie ein Judenhütchen — die zuckersüßen vom Rosenthal und Tulpenbaum, die heroischen vom Hirsch und Löwen, die unverschämten vom Schöps und Totenkopf! *Uns kann man finden! Uns kann man jagen!*

Und so jagt man uns fröhlich!

Beherziget das und merkt's euch: Des Jägers Feigheit ist die Not des Wildes! Wildes Not ist Jägers Feigheit! Oder in grobem Deutsch: Grund der Judenfresserei ist die Feigheit einer elenden Majorität!

„Einige Juden sind Kapitalisten!"

„Schlagt die Juden tot!"

„Einige Juden sind Bolschewisten!"

„Schlagt die Juden tot!"

„Einige Juden —"

Genug! Widerlegt nicht, wo nichts zu widerlegen ist! Widerlegt nicht, wo die Logik gebogen werden *soll!*

„Einige Deutsche haben den Krieg verloren!" ... „Schlagt die Juden tot!" O Logik! O Männermut! Schweigt! Schweigt — — — — — — — — — —

So! ... Wollen's für diesmal genug sein lassen! ... Bin müd' ... Ist mir gar übel im Gemüt von all dem Geschimpf und Gekläff ... Liebe das nicht.

Tu' lieber brav mein Werk, was ich gelernt hab', wozu ich geschickt bin.

Mußt' aber einmal groß Aufräumen machen.

Treiben's zu toll!

Genug für diesmal! Will nach Haus ans Klavier, ein Beethoven-Adagio zu spielen, mich wieder recht als Jud' zu fühlen. Daß ich nicht versauer' und verbitter' über dem Schauspiel! Daß ich's wieder fass' und habe: gibt doch noch diese Deutschheit! Gibt sie!

O — könnt' sie — an der Welt genesen! Oh!!

... Hab' mich heiser gesprochen. Will erst ein wenig ins Café, ein Schälchen Mokka oder ein Täßchen Schokolade trinken.

Mit dem Bier hab' ich's nie recht gehabt. Mir auch oft darob ein Kopfschütteln meiner lieben deutschen Freunde — hab' deren gar gute, möcht' sie nicht missen — wollt' sagen: hab' mir ob meiner Alkoholfremdheit oft von ihnen ein Kopfschütteln, so ein bedauerndes, versteht sich, zugezogen.

Fühl' mich aber des unbeschwert und getröste mich des Wortes unseres großen Nietzsche, welches sich in seiner ‚Götzendämmerung' in dem capitulo ‚die Verbesserer der Menschheit' sub Ziffer 2 findet und also lautet:

„Wieviel Bier ist in der deutschen Intelligenz? Wie ist es eigentlich möglich, daß junge Männer, die den geistigsten Zielen ihr Dasein weihen, nicht den ersten Instinkt der Geistigkeit, den Selbsterhaltungsinstinkt des Geistes in sich fühlen — und Bier trinken? ..."

Welches Wort, wie ich eben schon sagte, mich über besagten Mangel an Deutschheit gar sehr tröstet, weshalb ich es euch, verehrte Juden, gleichfalls zu Trost und Wegzehrung reichen möchte, wenn — wie sagt doch der Nietzsche — ‚der Selbsterhaltungsinstinkt des Geistes' euch am Wirtshaus vorbei ins Café treibt. Geht nur recht fröhlich hinein und recht aufgeräumt hinaus aus eurem Kaffeehaus, werte deutsche Juden! Mit erfrischter Geistigkeit!

Jene haben sie bitter nötig!

Würden's gar bald merken, wolltet ihr, wie ich's eigentlich vorgehabt, euch zu raten, für ein paar Jährchen einen General-Witz-Streik proklamieren — würden's gar bald merken, wenn ihnen die Füß' schwer würden und der Kopf, trotz Bier und Wein!

Hatten schon in den letzten Jahren nicht allzuviel Köpf' Europa zu präsentieren! Der Liebermann, der Mahler, der Hertz, der Ehrlich, der Einstein, der Cohen, der Cantor würd' ihnen schon abgehen!

Nein! Rat' euch nicht zum Streik. Rat' euch zur Offensive des guten Humors, der stillen Leistung, des feinen Herzens und des fröhlichen Schweigens (welch

etztere mir die stärkste aller Offensiven zu sein scheint)!

Und nochmals — (kann kein End' finden! — möcht' schon gleich wieder anfangen! — bin zu bedrängt!) — und also wirklich schließlich jetzt und zum Schluß nochmals:

Schützt mir, liebe Juden, schützt mir deutsch Sinnen und Trachten und Musik und Philosophie und all das andere! Schützt mir das alles vor den Klauen der Teutonen! (Gibt Irre, die können's nicht lassen, sich das Gesicht zu zerkratzen. Gummihandschuhe verordnet der Arzt da! Ihr versteht mich!)

Trefft ihr aber, o wackere, o treue deutsche Juden allerlei Konfession, trefft ihr auf einen Judenfresser, so sagt ihm frei:

„Wir", sagt ihm, „wurzeln tief und fest in dieser unserer deutschen Erde! Fühlen uns gar wohl hier und recht zu Hause, ob es gleich in den Wipfeln oft abscheulich pfeift und zischt! Sind schon tausend Jahre eingepflanzt und wollen uns nicht verpflanzen lassen! Bleiben in diesem unseren Vaterlande fest stehen!

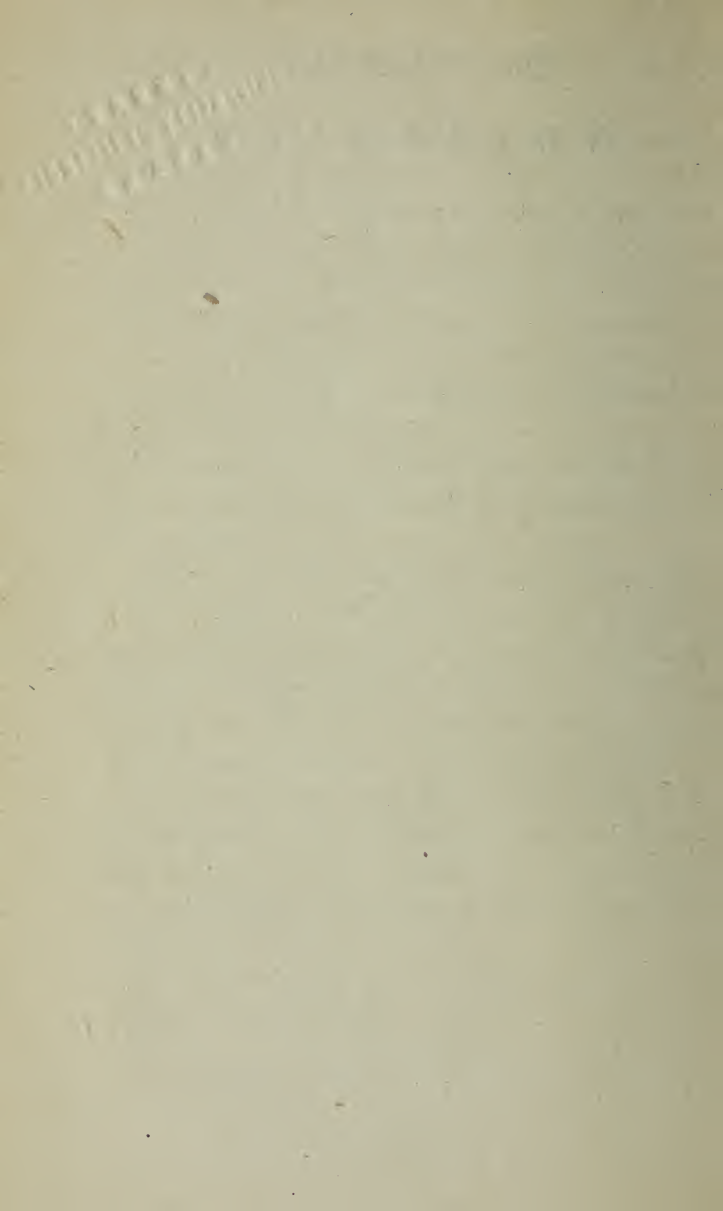
Wo es aber euch, werte Mitbewohner, allhier nicht behagt, euch die Luft nicht anschlägt, oder die Jacke zu enge dünkt, ei, schüttelt nur den Staub dieses Landes von euren Füßen, ihr Nörgler, und sucht schleunig das Weite!

Wir bleiben hier!"

Und nun: gehabt euch!

Paul Schlesinger

Anekdoten



Die Familie

Vor einigen Jahren ließ ich mich darauf ein, in einer Erzählung von mehr als dreihundert Seiten die Schicksale einer Berliner Familie zu beschreiben. Ich nannte die Leute Brudermanns und ließ sie unter den besten Vermögensumständen am Olivaerplatz wohnen. Brudermanns hatten einiges durchzumachen, namentlich mit dem einen Sohn, der durchaus Opernsänger werden wollte. Dies war, abgesehen von allem andern, schon deshalb unangenehm, weil er ziemlich unmusikalisch war. Am Ende heiratete er noch eine kleine Schauspielerin, über deren Vorleben man sehr geteilter Ansicht sein konnte. Kurzum, ich hatte mir von dem Leben der Brudermanns gerade die peinlichsten Augenblicke herausgesucht, und es gelang mir nur dadurch die Familienruhe wieder herzustellen, daß ich den jungen Mann an einer tückischen Krankheit sterben ließ, seine Frau aber ihrem vermutlich auch nicht einwandfreien Witwendasein überantwortete. Es fehlte dieser Erzählung im übrigen nicht an allerhand seelischen Spitzfindigkeiten, so kamen darin ein in Faulheit ver-

kommender, aber herzensguter Onkel und eine sehr hübsche, aber lasterhafte Kusine vor; auch trugen die Leute in ihrem ganzen Wesen gewisse Eigenschaften zur Schau, denen man nicht entgeht, wenn man einige Jahre in der unmittelbaren Nähe des Kurfürstendammes wohnt. Ich hatte mich ferner bemüht, ein möglichst abgerundetes Lebensbild zu entwerfen; die Stellung der Brudermanns zum Gelde, zur Kunst und zur Liebe war sehr ausführlich gekennzeichnet, nur ihr Verhältnis zu Gott war in einem völligen Dunkel gelassen. Alles, was nur entfernt an die Religion gemahnte, war sorgfältig vermieden. Es kam weder eine Taufe, noch eine Einsegnung, noch eine Beerdigung vor, und das junge Paar hatte sich selbstverständlich nur standesamtlich trauen lassen.

Als die Erzählung gedruckt war, hatten auch meine guten Eltern die Freundlichkeit, sie mit Wohlwollen zu lesen. Es bekam jeder ein Buch in die Hand, unsre liebste Tante Tine, Wilhelm, der beste aller Onkels, der Bruder Georg, die Schwester Martha — jeder hatte sein ihm gewidmetes Exemplar, und es brauchte keiner zu warten, bis der andere gelesen hatte. Von vier Uhr nachmittags bis um halb zwölf Uhr abends verfolgten die guten Leute die Schicksale der Familie Brudermann; meine Frau und ich lasen zur Gesellschaft auch noch mit, weil die Geschichte so schön war. Als Erquickung wurden zwischendurch Brötchen gereicht.

Am Ende war man ziemlich gleichzeitig mit der Lektüre fertig. Einer nach dem andern fand sich in der benachbarten guten Stube ein, um sich dort beim Tee kritisch zu äußern. Namentlich die gute Mutter hatte allerlei auszusetzen. Es war überhaupt nicht ihre Art, sich ohne weiteres zufrieden zu geben. Auch bei namhafteren Autoren entdeckte sie rasch gewisse Lücken und Auslassungen. In diesem Falle war es ihr sehr angenehm, den Verfasser so bequem bei der Hand zu haben, so daß sie ihn fragen konnte, wie denn dies und das gewesen sei, ob denn die Agnes den Fritz auch wirklich lieb gehabt hätte, und wie denn die Konstanze jenes habe tun können, wo sie doch mit Heinrich eigentlich ziemlich glücklich gewesen sei. Ich gab gern Auskunft, natürlich nur soweit, als meine Phantasie reichte. Da aber setzte mich eine Frage meiner Mutter in größte Verlegenheit. Sie sagte nämlich in ihrer warmen und betulichen Art:

„Sag' mal, Paul, sind Brudermanns eigentlich Juden?" Ich lächelte und rang vergebens nach Antwort. — Da rettete mich mein Vater, der die Mundwinkel mit gewollter Ernsthaftigkeit hinabzog und dabei seine klugen grauen Augen spielen ließ, indem er mit tiefer Stimme sagte:

„Brudermanns — sind getauft."

Der Schweizer

Während des Krieges war eine ganze Anzahl Leute damit beschäftigt, in den neutralen Ländern auf verschiedenste Weise für eine Deutschland günstige Stimmung zu sorgen. Es waren meist Offiziere oder adlige Beamte des auswärtigen Dienstes, die mit peinlicher Genauigkeit die Presseerzeugnisse jener Länder durchprüften, um nach der Auffindung auch nur eines geringen Verstoßes gegen die Deutschfreundlichkeit dem Verfasser des Artikels oder dem Redakteur des Blattes auf den Leib zu rücken. Die Mittel, deren man sich zu einem Versuch der Umstimmung bediente, waren verschieden. Es gab immerhin eine Reihe von Fällen, in denen der Berichtiger nicht viel mehr als den Glauben an die Kraft seiner Liebenswürdigkeit und weltgewandten Lebensart in die Wagschale werfen konnte.

Ein Deutschschweizer Blatt hatte zur Abwechslung mal den Roman eines Franzosen gebracht, und der zum Hüter der Deutschfreundlichkeit bestallte Legationssekretär hatte wirklich in einer Fortsetzung einige Stellen gefunden, die das Ehrgefühl und die Vaterlandsliebe der Deutschen verletzen konnten. Unmöglich wäre es gewesen, dem Autor selber Vorwürfe zu machen. Der Legationssekretär umgürtete sich daher mit seiner ganzen liebenswürdigen Lebensart und trat mit gewinnendem Lächeln in die Stube des jungen Redakteurs,

eines der namhaftesten Schweizer Literaten, in dessen Sparte die deutsche Dichtkunst sonst die liebevollste Pflege fand. Der Diplomat fand kaum die Zeit, seine Klage vollständig vorzubringen, als ihn der Redakteur in rotem Zorn unterbrach:

„Mit welchem Recht machen Sie mir Vorhaltungen? Nehmen Sie den Fall politisch, so sage ich Ihnen, daß ich Schweizer bin, daß es seine guten Gründe haben kann, auch mal das Werk eines Franzosen zu veröffentlichen, der bedeutend genug ist, es selbst zu verantworten, wenn er ein hartes, ja vielleicht ungerechtes Wort gegen Deutschland sagt. Ich kürze es ihm nicht — mag er selbst sehen, wie er vor der Geschichte besteht. Nehmen Sie aber diesen Fall literarisch, so verbitte ich mir jede Einrede.

Ich, mein Herr, habe auf deutschen Hochschulen deutsche Geisteswissenschaften studiert und habe Nächte, in denen Sie vermutlich leichteren Genüssen nachgegangen sind, um deutschen Sinn und deutsche Dichtung heiß geworben. Die Ergebnisse meines Strebens sehen Sie täglich. Was anders pflege ich in meinem Blatt als deutsche Sprache und deutsche Literatur, von der unsere schweizerische nun eben doch nur eine Provinz ist? Täglich bringe ich dem Leser die Proben junger deutscher Dichter, oder ich helfe das Werturteil über die Anerkannten zu vertiefen und zu ergänzen. So lebe ich ganz im Deutschtum der edelsten und unvergänglichsten

Art, und ich würde hinsterben, würde mir diese Luft des Atmens genommen.

Sie aber, mein Herr, der Sie mir selbst erzählen, daß Sie zwei Jahre aktiver Korpsstudent, fünf Jahre Offizier, vier Jahre Fabrikdirektor waren und jetzt zu Ehren des Krieges sich als Gesandtschaftsattaché sich bemühen, Sie, der Sie nach eigenem Geständnis nie dazu kommen, ein Buch aufzuschlagen, und kaum die Namen derer kennen, deren Gedichte ich Ihnen aus dem Herzen vortragen könnte, Sie wollen mir sagen, was Deutschtum ist? Retten Sie das Deutschtum, indem Sie von hier verschwinden!"

Also sprach ein Schweizer, der es infolgedessen nicht nötig hatte, auch noch Jude zu sein.

Die Untreue

Der schöne reiche Mann war alt geworden, aber in seinen Augen lebten noch immer die Erinnerungen glücklich genossener Zeiten und sein Mund erzählte in vertrauten Stunden von Abenteuern der Liebe, die ihm so reichlich beschert gewesen waren. Nannte er auch nie einen Namen, so war es ihm doch sichtbar schwer, völlig verschwiegen zu bleiben, denn Eitelkeit war unserm alten Freund nie völlig fremd gewesen, und wir wußten nur zu wohl, daß manche Liebesstunde nicht aus heißblütiger Leidenschaft angestrebt war, sondern in seinem Verzeichnis als gesellschaftlicher Erfolg gebucht wurde. Er, der Jude, wenn auch aus besonders gutem und altehrwürdigem Hause, fand einen eigenen Reiz im Spiel mit Damen der vornehmsten christlichen Gesellschaft. Er hatte sich von seinen Freundinnen jeweils ein Taschentuch schenken lassen, und die Sammlung an sieben- und fünfzackigen Kronen über dem Monogramm war geradezu erstaunlich. Doch soll man nicht denken, er habe bürgerliches Blut verschmäht, vielleicht sogar trieb ihn dorthin die echteste Leidenschaft, und die Zahl schöner Jüdinnen, die ihn erhört hatten, war nicht gering einzuschätzen.

Es war an einem jener heiteren Rückblicken gewidmeten Abende, als ein junger Mann plötzlich die Frage tat, ob nach den Erfahrungen unseres Freundes ehe-

liche Untreue bei Christinnen oder bei Jüdinnen häufiger zu finden sei? Unser Freund lächelte lange schweigend vor sich hin, dann sagte er:

„Ich habe keine Statistik geführt, und wenn ich es getan hätte, so würde es wenig beweisen, denn was wollen die Erfahrungen eines einzelnen besagen? Aber wenn ich recht verstehe, ist Ihre Frage eine moralische?"

Der junge Mann bejahte leidenschaftlich, denn er war ein begeisterter Jude und eben im Begriff, sich mit einer reizenden Glaubensgenossin zu verloben. Er hätte wohl gar zu gern etwas Entscheidendes zum Lob der jüdischen Frau gehört.

Unser alter Freund nahm wieder das Wort:

„Wenn ich es recht bedenke, könnte ich nur beweisen, wie lügenhaft die Statistik ist. Denn angenommen, die Zahl der Jüdinnen und Christinnen, die zu mir liebenswürdig waren, sei etwa die gleiche gewesen, so spräche das gegen die ersteren, denn es gibt nun mal mehr Christen auf der Welt und der Prozentsatz der ungetreuen Jüdinnen wäre ungleich höher. Doch vergißt man hierbei, daß ich bei all meinen Beziehungen zu den verschiedensten Schichten der Gesellschaft als Jude doch zumeist in jüdischen Kreisen verkehrt habe, infolgedessen sich von dieser Seite her am natürlichsten die Gelegenheit zu verliebten Anlässen bot. Nein, junger Freund, die Zahl lügt wie immer. Wenn Sie aber durchaus eine moralische Antwort haben wollen — —"

„Ich will“, sagte der junge Mann, doch seine Stimme klang unsicher, und seine Augen hatten den trüben Schimmer dunkler Befürchtungen.

„Nun denn, so will ich ihnen nicht verschweigen, daß mir die galanten Damen der Christenheit immer als die — wie soll ich mich ausdrücken, ohne undankbar zu scheinen — als die weniger gemütvollen erschienen sind.“

„Sie meinen,“ warf der junge Mann begierig ein, „Sie fanden dort eher Gunst als Liebe? Eher Lust als Gemüt?“

„O nein —,“ sagte der alte Herr lebhaft. „Ich habe mich nicht im mindesten zu beklagen. Im Gegenteil, vielleicht genoß ich persönlich dort den größeren Vorteil. Ich meine, die galanten Damen der Christenheit fand ich weniger gemütvoll — dem eigenen Manne gegenüber.“

„Was ging Sie das an —?“ rief einer hart und trocken dazwischen, ein christlicher Herr, der unvermählt geblieben war.

„Ach doch,“ meinte unser Freund und seine Stimme klang warm und zärtlich. „Ich liebe eigentlich nicht Verallgemeinerungen, zum Lobe und zum Tadel der Christin sage ich, daß ich sie stets als die entschlossenere, die unbedingtere gefunden habe. War sie treu — und ich stand unendlich öfter vor verschlossenen Toren — so war sie es unbedingt, und all mein Schöntun fruchtete mir nichts. Wurde mir aber aufgetan, so war man eben auch dazu entschlossen, heiter, heidnisch und vielleicht etwas herzlos wurde die Sünde begangen.“

„Und die Jüdin?" fragte bange der junge Mann.

„Bei der Jüdin —" unser alter Freund wog nachdenklich jedes Wort „bei der Jüdin weiß man gewöhnlich sehr lange nicht, geht die Tür auf, oder bleibt sie zu. Manchmal denkt man, sie sei nur angelehnt, und man rennt sich den Kopf ein. Oder man glaubt aller Kraft zu bedürfen und sie öffnet sich von selbst. Ist sie aber auch wirklich offen, dann kommt noch lange nichts. Dann gibt es sehr umständliche moralische Erwägungen, Angst und Reue und Gewissen sind zu vollem Bewußtsein erwacht, man spricht vom Mann, von den Kindern, von den Eltern und den Schwiegereltern, und dann wieder vom Mann und nochmal vom Mann, den man doch so liebt und mit dem man doch so glücklich ist. Und schließlich, unter Tränen und Seufzern, Hemmungen und Bedenken wird das süße Opfer vollzogen."

„Schrecklich —" warf die harte rauhe Stimme des Zynikers dazwischen.

„Sagen Sie das nicht." Die Zärtlichkeit unsres alten Freundes wurde fast zur Begeisterung. „Sagen Sie das nicht. Es war doch immer so nett und behaglich, das liebe Getue. Und vor allem: unser junger Freund tut recht daran, eine Jüdin zu heiraten. Ist er vor dem Betrogenwerden auch nicht sicherer, so hat er die Gewähr, daß in der tragischen Stunde seiner in Liebe gedacht wird. Und das ist immerhin etwas."

Die Feinde

Es ist geschehen, daß man in diesem großen Kriege zwei zu Tode verwundete Juden fast um dieselbe Stunde ins Lazarett einlieferte. Einen Deutschen und einen Franzosen. Sie lagen schon eine geraume Zeit in Ängsten und Fiebern Bett an Bett, als der Feldrabbiner, von einem zum andern schreitend, bewirkte, daß sie sich als Juden erkannten. Bevor der Rabbiner sie verließ, sagte er:

„Ich kann um euch nicht immer sein — also sprecht doch miteinander. Ihr seid beide Juden, auch wenn der eine von euch Franzose, der andere Deutscher ist. Als Juden habt ihr die gleiche warmherzige Verehrung für euer Vaterland, für eure Eltern, die gleiche Sehnsucht nach Frau und Kindern, die gleiche Sorge, das gleiche Leid, und ihr werdet vor denselben Gott treten. Manche Tugend, mancher Fehler ist euch gewiß beiden gemeinsam. Also sprecht miteinander, denkt nicht an die Uniformen, macht eure Herzen frei."

Er ging. Die beiden Juden lagen lange schweigend. Da öffnete der Franzose, der sich an jenem Tage etwas wohler fühlte, die trockenen Lippen.

„Was hätten wir wohl einander zu sagen?"

Der Deutsche schwieg.

„Du hast recht, zu schweigen. Aber ich habe ein Recht, zu reden, und ich sage: Fluch euch Deutschen, die ihr

uns mitten im Kriege überfallen habt. Fluch eurem Kaiser, diesem Hunnenkaiser, der Belgien vergewaltigte, dessen Soldaten Kinder mordeten, Frauen schändeten. Fluch euch allen!"

Der Franzose fiel müde in sein Kissen zurück; der Deutsche erwiderte:

„Du sprichst wie eine eurer Zeitungen. Wie sollst du auch anders? Ich habe diesen Kaiser nie geliebt, nicht, was er redete, baute, trieb und förderte. Ich habe auch unsern Zeitungen nie geglaubt. Aber wenn ich glauben soll, so glaube ich unseren Zeitungen mehr als den euren. Wenn ich einem folgen und mich opfern soll, dann eher diesem Kaiser als einem von euch, denn er ist ein Deutscher immerhin. Seine Sprache ist meine Sprache, seine Tugend ist meine Tugend, seine Schuld ist meine Schuld. Die ich nun büße."

Nun schwiegen sie wieder beide; es wurde Nacht, und der Morgen sah beide schwächer werden. Noch einmal versuchte der Franzose:

„Was wißt ihr plumpen Deutschen von der kristallenen Klarheit unserer Gedanken und Worte! Ich weiß, daß ich sterbe, aber noch in dieser Stunde funkelt es in mir; ich empfinde das Wetterleuchten dieses einzigen Geistes, der die Welt erhellt, der sie wohnlich macht, gesittet und frei!"

„Auch ich werde sterben. Ich dämmere, ich verliere mich in Nebel, ich bin so allein. Aber ich werde heim-

kommen, ich werde zu Hause sein. Da ist es still und da ist es warm, ich werde nicht mehr denken, nur noch fühlen und ganz, ganz Deutscher sein."

Der Rabbiner, der diese Worte gehört hatte, trat wieder zu ihnen und sprach:

„Was streitet ihr noch in dieser Stunde? Findet ihr beide kein gütiges Wort zueinander, da ihr doch Juden seid?"

Da begehrte der Franzose noch einmal auf:

„Morden die Christen einander nicht?"

Und der Deutsche sprach mit schon erlöschender Stimme:

„Man hat uns zu lange eingebläut, daß die Nächstenliebe eine neutestamentarische Errungenschaft ist . . ."

Einige Stunden später war der eine, dann der andere hinübergeschlummert.

Ein junger blonder Assistenzarzt, der die letzten Auseinandersetzungen der Sterbenden mit angehört hatte, wandte sich zu dem Rabbiner.

„Erklären Sie mir —"

„Was?"

„Das jüdische Rätsel —"

Der Rabbiner wandte sich von den Toten ab und schritt aus der Baracke dem Arzt voran ins Freie.

„Jude sein, heißt: ein Anderes erleben. In einem Anderen aufgehen, von Anderem erfüllt sein, bis zur Besessenheit. Zuweilen will es mir scheinen, wir seien

gar nicht wir selbst. Wir schmecken das Andere, wie nur der Fremde es schmeckt. Gehen Sie hinaus in die Welt, und Landschaft, Gewächs, Tier, Mensch und Stadt werden Sie durch Fremdartigkeit bezaubern. Wer fühlt nun diese besondere Welt besser und genauer, der Einheimische, der von Jugend auf in ihr lebt, der vielleicht nichts anderes kennt — oder der Andere, der selbst beim flüchtigen Genuß und in halbem Erkennen von neuartigem Reiz bis zum Taumel sich vollsaugt? Der Einheimische ist sich seines eigenen Reizes kaum bewußt. Wehe ihm, wenn er es wird. Gemeinhin lebt er dem Genie seines Klimas; was er wirkt und schafft, geschieht im Stile und in der Tradition seines Klimas. Der Kleinste arbeitet in ihm und dafür, der seltene Große rückt mit gewaltigerem Gefühl voran, zu neueren Quellen eigenen Wachstums. Der Fremde kann es kaum fördern. Er kann es nur empfinden, beschreiben, besingen, bedichten, übersetzen, nachdichten, nachsingen.

Wir Juden sind die Ewigfremden, überall. Kein Volk wie das unsere hat im Verhältnis zu seiner Kopfzahl so viel Sänger, Schauspieler, Schreiber und Beschreiber. Keines im Verhältnis zur Kopfzahl der Sänger, Schauspieler, Schreiber, so wenig Dichter in Worten, Tönen, Bildwerken und Taten. Aber wenn wir das andere singen, so tun wir es mit einer tieferen Glut, mit einer helleren südlichen Leidenschaft, mit einer schmerzlicheren Hingabe. Ja, es will zuweilen scheinen,

als gewänne das Andere erst durch uns den letzten Glanz, den höchsten und seltsamsten Reiz, durch den es der ganzen übrigen Welt erkennbar wird, als könne gar nichts ohne uns leben."

„Und wie wird es nun werden, wenn die Juden zurückgehen nach Zion?"

Der Rabbiner lächelte und sagte:

„Langweilig, lieber Doktor."

Der Millionär

Herrn Rodolphe Bloch sah ich zum letztenmal in Paris im Jahre 1912. Ich war im Begriff, die Stadt zu verlassen, und Rodolphe fragte mich in seiner kühl-teilnehmenden Art nach den Gründen, die mich zu meinem ziemlich plötzlichen Entschluß veranlaßt hatten. Rodolphe besaß damals, wie man sagte, an die zwanzig Millionen; ich hütete mich davor, ihm meine nicht ganz so glänzenden Verhältnisse mit allzu genauer Deutlichkeit auseinanderzusetzen. Ich hielt mich mehr an die ganz großen Gesichtspunkte, wie sie auch zu dem hohen, mit köstlichen Hölzern verkleidetem Arbeitsgemach meines Gönners besser paßten. Zum Schluß ging ich auf die politische Lage über und sagte:

„Im übrigen wollen wir uns nicht darüber täuschen, daß wir über kurz oder lang Krieg haben werden."

Monsieur Blochs Züge spannten sich plötzlich. Der damals sechzigjährige Mann faltete drohend die stark angegrauten Brauen und sagte unwirsch:

„Wer wird Krieg haben?"

Ich erwiderte bescheiden, aber fest:

„Wir, Monsieur Bloch, ich bedauere, es Ihnen sagen zu müssen, wir werden Krieg haben, Frankreich und Deutschland."

Jetzt wurde Rodolphe geradezu grob:

„Reden Sie keinen Unsinn!" Sein Blick ging in der

Richtung der halbgeöffneten Türe, in der seine vier Söhne, prächtige Burschen im Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren mit ihren Schwestern und deren Freundinnen heiter um ein kleines Roulette versammelt waren.

„Es gibt keinen Krieg mehr zwischen Ihnen und uns. Und warum sollte das sein?"

„Elsaß-Lothringen."

Monsieur Rodolphe Bloch gehörte einer elsässischen Familie an, die schon seit sechzig Jahren in Paris lebte. Jetzt lachte er kurz und rauh auf.

„Wegen Elsaß-Lothringen? Nein, junger Mann, die Wunde ist vernarbt. Aber wie kommen Sie darauf?"

Nun suchte ich meine Quellen nachzuweisen. Ich zitierte ihm einige der letzten bedeutsamsten Äußerungen der französischen Presse, die gerade damals nach dem eben beigelegten Agadirkonflikt sich täglich in schmähenden Ausdrücken gegen Deutschland wendete.

Monsieur Rodolphe tat das mit einem Satze ab: „C'est du papier." Und nun unternahm er es, von der Gegenseite her, die wirtschaftliche Lage zu beleuchten. „Wir sind ja aufeinander geradezu angewiesen," sagte er und setzte mir auseinander, mit welchem Vorbedacht er sich geschäftlich auf eine vollkommene Versöhnung festgelegt hatte. „In meinen geschäftlichen Maßnahmen sehen Sie meine politischen Überzeugungen."

„Die Ihrigen — aber die Frankreichs? Ist es denkbar, daß ein Land, das mit seinem Nachbar in Frieden

leben und schaffen will, ohne jeden Widerspruch dem aufreizenden Treiben seiner Presse zusieht?" Ich griff in einen Haufen Zeitungen hinein, der auf seinem Schreibtisch lag. „Da — sehen Sie! Und wenn es wahr ist, daß heute noch Ihr Frankreich an keinen Krieg denkt — wenn es diese Artikel zwei, drei Jahre gelesen hat, dann wird es daran denken!"

„Sie kennen Frankreich schlecht —"

„Möglich, aber die Menschen kenne ich, und wer ein geistiges Gift jahrelang in sich aufnimmt, der ist im richtigen Moment in dem Zustand, in dem man ihn haben will — auch wenn er selbst nicht weiß, was in ihm vorgeht." Und ich sagte etwas leiser: „Haben Sie nicht gehört, was vorhin Ihr Sohn Gaston über Deutschland sagte? Er meinte es sicher nicht bös, und mich wollte er bestimmt nicht verletzen. Aber Ihre Jugend ist imprägniert —"

„Und die Ihre?" klang es herausfordernd zurück.

„Es hätte keinen Zweck, Herr Bloch, wenn ich Sie des Gegenteils versicherte. Auch in Deutschland gibt es gefährliche Stimmungsmomente. Die größte Gefahr bleibt die Presse. Die unsrige ist noch ziemlich ruhig; sorgen Sie dafür, daß der Funke nicht überspringt, das heißt: Schrauben Sie den Docht herunter."

Und er erwiderte: „Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich durch meine Verpflichtungen mit meinem ganzen Vermögen für den Frieden hafte."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Jahre darauf brach der Weltkrieg aus. Ich hörte die ganze Zeit nichts von Herrn Bloch; erst vor wenigen Monaten traf ich in der Schweiz einen seiner nächsten Verwandten. Er erzählte mir:

„Unser Freund Rodolphe hat durch den Krieg schwer gelitten. Zwei seiner Söhne sind gefallen, darunter Gaston, sein Liebling. Er ist ein gebrochener Mann."

Ich sagte einige teilnehmende Worte und fügte hinzu:

„Geschäftliche Verluste hat er wohl auch gehabt?"

„Geschäftliche Verluste?" — der Herr lächelte — „im Gegenteil, er hat sein Vermögen verfünffacht. Er hat ja alles vorausgewußt."

Ich erzähle diese Geschichte nicht etwa, um glauben zu lassen, Herr Bloch verdanke die Verfünffachung seines Vermögens meinen Einflüsterungen. Durchaus nicht. Wie ich Herrn Bloch kenne, hat er so lange an den Frieden geglaubt, bis er das Gegenteil wußte. Für die Spekulation ist es nämlich ebenso gefährlich, den Lauf der Ereignisse zu früh, wie zu spät zu erkennen. Mit dem Glauben an den Krieg hätte er von 1912 bis 1914 zehnmal sein Vermögen verlieren können. Seine Klugheit bestand darin, daß er das Steuer seines Automobils erst herumwarf, als der Weg wirklich eine Biegung machte. Hätte er es vorher getan, wäre er in den Graben gefahren.

Das letzte Geschenk

Des großen jüdischen Mannes, der in den neunziger Jahren sich eine Kugel durch den Kopf jagte, nachdem er nicht nur sein durch Börsenspiel erworbenes Vermögen auf dem gleichen Wege bis auf den letzten Rest verloren, sondern auch noch Millionen der von ihm geleiteten Bank vernichtet hatte, wird heute auch in dem Kreis seiner noch lebenden Freunde kaum mehr gedacht. Er hat ja kein dauerndes Zeugnis eines hervorbringenden Lebens hinterlassen. Seine Lebensarbeit hatte darin bestanden, eine bedeutende Anzahl hochwertiger Papiere zu sammeln und wieder zu zerstreuen. Man kann es noch genauer ausdrücken, indem man sagt, daß von den Buchblättern seiner Bank viele mit seinem Namen beschrieben waren. Denn sein Reichtum war nicht einmal der sicht- und greifbare Besitz von gehäuftem Gold und geschichtetem Papier; er bestand aus Kontoübertragungen, hin- und herüber, deren letztes furchtbares Saldo durch die Revolverkugel ausgeglichen werden mußte. Nur ein Nebenprodukt dieser Besitzverschiebungen war das Geld, das er zur Bestreitung seiner persönlichen Bedürfnisse an sich nahm. Er machte von diesem Nebenprodukt reichlichen, doch kaum den rechten Gebrauch. Seine Häuslichkeit war von überströmendem Reichtum; aber ich erinnere mich nicht, von einem bedeutenden Kunstwerk erfahren zu

haben, das sich in seinem Besitze befunden hätte. Er galt als überaus gastfreundlich; seine Feste waren sehr sorgfältig vorbereitet, und die kleinste seiner Aufmerksamkeiten war kostbar. Dennoch weiß man nicht den Namen eines hervorragenden Mannes, der an seinem Tisch gesessen. Selbst von den ganz großen, Werte schaffenden Männern der Bankwelt war kaum je einer in seinem Hause heimisch. Am einprägsamsten war seine äußere Erscheinung, ein Dickwanst von unerhörten Proportionen. Das Kinn verschwand in dem weichen runden Fettsack; der hing wie ein fleischiger Bart über den Kragen hinab auf die Brust, die in einer ungeheuren Kurve zum Bauch hinauf aufstieg. Der Leib aber stülpte sich über seine Schenkel, die keinen Platz hatten, Fett anzusetzen. Man muß es dem Manne nachsagen, daß er trotz der Ungeheuerlichkeit seiner Fettansammlung nie weichlich oder gar weiblich wirkte. Denn unter der gut gewölbten Stirn standen zwei dunkle, große, scharfe und befehlende Augen; die gebogene, doch nicht zu lange Nase, der ernste und strenge, von kurzem, dunklem Schnurrbart halb bedeckte Mund, das noch volle Haupthaar — sie trugen dazu bei, daß aus der ungemessenen Fettfülle sich dennoch ein ganz bestimmter festgefügter Charakter herausmeißelte.

Der Selbstmord dieses Mannes traf seine Familie, seine Freunde und die Bankwelt gleich unerwartet. Der Direktor hatte noch das Weihnachtsfest vorbeigehen

lassen, um seinen Kindern die Freude nicht zu stören. In den Feiertagen sah er Gäste bei sich, die ihm zu seinem bewundernswerten Appetit Glück wünschten. Am 27. Dezember, als schon der elegante Einspänner wartete, um ihn ins Bureau zu fahren, setzte er die Kugel an.

Einige hinterlassene Zeilen deuteten auf die Beweggründe. Es bedurfte langwieriger Untersuchungen, um die volle Höhe der Summe festzustellen, um die der Direktor die Bank und ihre Aktionäre geschädigt hatte. In jenen Zeiten war Selbstmord unter Bankleuten keine Seltenheit. Mehr zufällig wurde ein kleiner Nebenumstand bekannt, der die seltene kaltblütige Berechnung und Voraussicht, gepaart mit einer fast kleinlichen Gutmütigkeit offenbarte.

Die Berliner Bankherren pflegen den Dienern, die ihnen an der Börse Hut und Mantel verwahren, am 31. Dezember ein größeres Trinkgeld zu verabreichen. Es kommt wohl vor, daß aus Gründen der Vergeßlichkeit oder einer zufälligen Abwesenheit der eine oder andere sich mit seiner Gabe verspätet. Aber es geschieht sozusagen nie, daß das Trinkgeld im voraus gegeben wird. Denn es ist ein Neujahrsgeschenk und steht im gleichen Range mit dem der Briefträger, Bäckerjungen und Schornsteinfeger.

Als der ungeheure Mann am 24. Dezember zum letzten Male die Börse verließ und der Garderobier

ihm seinen kostbaren Pelz reichte, fiel ihm offenbar plötzlich ein, daß er am 27. eine Leiche sein werde und daß er durch seinen Tod den armen Diener um sein Festgeschenk schädigen würde. Er griff in die Tasche und reichte dem Diener zu dessen großer Überraschung die ihm zukommenden Goldstücke.

Es war in einer der sorgenvollen Sitzungen des Aufsichtsrats, als einer der persönlichen Freunde des Verstorbenen, um einige Sympathie für ihn zu retten, unter anderem auch diese Geschichte, die ihm zugetragen war, erzählte. Der Vorsitzende rührte keine Miene seines faltigen, glattrasierten Gesichts. Seine wasserhellen Augen starrten geradeaus in die Luft, wie in ein Loch, in dem die Millionen verschwunden waren. Als der Freund geendet hatte, trat ein kurzes Schweigen ein, das die Anwesenden wie eine Ergriffenheit belastete.

Da sagte der Vorsitzende, ohne die Richtung seiner Blicke zu ändern:

„Na und?"

Der Freund lehnte sich auf.

„Na und? — er war ein Mensch und hat gefehlt. War aber ein fühlender und ein gütiger Mensch, der die Kleinen nicht vergaß."

„Ach was —" erwiderte der Vorsitzende, „ich kann es nicht als Verdienst ansehen, daß der Verstorbene wirklich seinen Tod um einige Tage voraussah und des kleinen Mannes gedachte. Mir wäre es lieber gewesen,

er hätte einige Jahre und Monate zuvor an uns gedacht, dann hätte er vermutlich Gelegenheit gehabt, dem kleinen Manne noch auf Jahre hinaus das Neujahrsgeschenk zu machen, um das er ihn ja doch betrogen hat.

Hirsch, der Duldsame

Die Judenschaft der guten ostpreußischen Garnison Allenstein zeigte während des Krieges einen besonderen Eifer, den zahlreichen jüngeren und älteren jüdischen Soldaten die freundlichste Aufnahme zu gewähren. Allabendlich waren auf den Tischen der Wohlhabenden einige Gastbestecke bereit, und die von der Kasernenkost etwas rauher Eintönigkeit eingeschläferten Mägen fanden hier die erwünschte Aufmunterung. Dabei zeigte man den von ihren Lieben getrennten Familienvätern so viel Herzensfreundlichkeit, daß die harte Gegenwart und die ungewisse Zukunft auf Stunden vergessen werden konnten. Man machte übrigens zwischen frommen und weniger frommen Juden keinen Unterschied, ja man sah sogar darüber hinweg, wenn der eine oder andere getauft war. Das jüdische Herz entschied.

Natürlich tat die Gemeinde ein Übriges, wenn die Zeit der Feiertage herankam; Soldatengottesdienste, festliche Speisungen wurden veranstaltet. Besonders aber bereitete man eine Chanukkafeier vor. Vielleicht spielte dabei der Gedanke mit, daß vielen der jüdischen Soldaten das christliche Weihnachtsfest ziemlich stark in Gefühl und Bewußtsein gedrungen ist, als ein heilig schönes Beieinander der Familie. So waren denn am Festabend wohl alle jüdischen Familien der Stadt mit

Kind und Kegel an langen Tischen versammelt, und unter ihnen verstreut saßen die etwa hundertfünfzig jüdischen Soldaten der Garnison im heitersten Beieinander. Mancher von ihnen erlebte vielleicht das erste Chanukkafest seines Lebens und empfand durch Geschwätz und Geschmaus die wunderbare Berührung mit uraltem Brauch und Gesetz seiner halbvergessenen Religion.

Ich hatte mich gerade diesen Gedanken für einige Sekunden hingegeben, als plötzlich ein jüdischer Offizierstellvertreter an mich herantrat, der seit einigen Wochen, als von schwerer Verwundung Genesender, sich in Allenstein aufhielt. Ich sprang auf und stand vorschriftsmäßig stramm. Der Offizierstellvertreter hatte eine ziemlich gefahrdrohende Miene aufgesetzt, und er gab mir auch nicht die Erlaubnis, es mir bequem zu machen.

„Sagen Sie mir," fragte er mich in strengem Ton. „Ist es wahr, daß der Jäger Hirsch heute abend hier anwesend ist —"

„Hirsch —" meine Augen schweiften durch den Saal — „Jawohl, Herr Leutnant, Jäger Hirsch ist zur Stelle."

„Wo?"

Ich ahnte immer noch nichts, wies auf einen Platz nicht allzuweit von uns, wo Hirsch im schönsten Flirt mit zwei jungen Damen saß.

„Unerhört — eine Frechheit —“ polterte der Offizierstellvertreter.

„Darf ich vielleicht fragen?“

„Sie fragen noch, wissen Sie nicht, daß Hirsch getauft ist?“

„Ja, richtig —“ in meinem Kopf wurde es äußerst wirr. Da war zweifellos eine schlimme Geschichte passiert und ich suchte durch Nachdenken zu ergründen, ob Hirschs Anwesenheit als eine Verfehlung vom jüdischen oder vom christlichen oder vom allgemein militärischen Standpunkt zu beurteilen sei.

„Es ist unglaublich,“ schimpfte der Offizierstellvertreter weiter. „Wer hat denn den Kerl hier eingeführt?“

„Ich weiß wirklich nicht, Herr Leutnant, aber Hirsch ist, glaube ich, sehr unschuldig. Mir fällt eben ein, daß sein Vater schon getauft war —“

„Das nennen Sie eine Entschuldigung? Was sind das für Begriffe. Wer hat den Kerl mitgebracht?“

„Verzeihung, Herr Leutnant. Mitgebracht hat ihn wohl keiner. Er wird wohl mitgekommen sein, wie er immer mitkommt, wenn wir in jüdische Familien gehen. Und gerade heute — sollte er ganz allein in der Kaserne bleiben?“

„Ganz allein — sagen Sie — er ist doch wohl nicht der einzige Christ in Ihrem Rekrutendepot —“

„Allerdings nicht —“

„Also werden Sie dafür sorgen, daß Hirsch sofort und ohne Aufsehen den Saal verläßt.“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

Der Offizierstellvertreter stob von dannen, und ich stand vor einer schweren diplomatischen Mission. Warum mußte es auch gerade mir zufallen, den Exekutor religiöser Unduldsamkeit zu spielen. Ich seufzte tief — dann ging ich auf Hirsch zu, gab ihm einen Wink. Er erhob sich und folgte mir in die Garderobe.

„Du, hör' mal, Hirsch,“ begann ich etwas zaghaft. „Ich möchte dir raten, geh' lieber nach Hause —“

Er war ganz bestürzt —

„Ja, warum denn, was habe ich denn getan?“ Hirsch war ahnungslos.

„Getan hast du nichts — aber du erregst, wenn ich mich so ausdrücken darf, unliebsames Aufsehen —“

„Weil ich da mit den beiden Mädchen ein bißchen schön tue? Wer hält sich denn darüber auf?“

„Darüber niemand, lieber Freund, aber verstehst du mich denn nicht?“

Er sah mich lange an, dann schüttelte er den Kopf.

„Ich habe keine Ahnung —“

„Du bist doch getauft —“

„Ach so —“

Hirsch straffte sich hoch, drehte sich wortlos zur Seite, ließ sich seinen Mantel geben und schnallte um. Vor

dem Spiegel setzte er seine Mütze auf und rückte die Kokarde gerade auf die Nase.

Dann gab er mir die Hand.

„Es war mir sehr unangenehm, daß gerade ich dir das sagen mußte," sagte ich.

„Kann ich mir denken. Natürlich gehe ich, ohne ein Wort zu verlieren. Ich will auch weiter nicht wissen, wer dein Auftraggeber ist. Aber das sage ich dir: ich hätte eine solche Kleinlichkeit nicht für möglich gehalten und am wenigsten mir gegenüber; ich bin in solchen Sachen sehr tolerant."

Cohn

Unter den Landsturmrekruten, die im Juli 15 zu den Yorkschen Jägern einrückten, war Cohn die ausgeprägteste Gestalt, was nicht besagen soll, daß seine militärischen Tugenden am höchsten entwickelt waren. Das ihn Auszeichnende bestand vielleicht nur darin, daß er die Vollendung des jüdischen Einjährigen verkörperte, wie ihn gewisse Witzblätter gern darstellen. Er war ein kleiner, etwas fetter Bursche von einigen dreißig Jahren mit kurzem Schnurrbart in dem dunklen Gesicht und einem kugelrunden geschorenen Schwarzkopf. Die Ohren standen weiter ab, als zu gewöhnlichen Zeiten das Reglement gestattet hätte, und die Nase war eine lange gebogene, nicht anders zu deutende Judennase. Unter den hochgewölbten Brauen saßen zwei große wunderschöne Wüstenaugen, die meistens munter, manchmal aber auch sehr melancholisch blickten. Der äußere und der innere Cohn befanden sich in vollkommener Harmonie, wie er denn überhaupt bis zu dem Grade jüdisch war, daß er jeden Antisemitismus entwaffnete. Während man manchem jüdischen Rekruten, der kühl und korrekt sich vielleicht nur durch gewisse äußere Anzeichen von den christlichen Kameraden unterschied, mit Zurückhaltung begegnete, hatte Cohn sehr rasch das ganze Rekrutendepot, einschließlich der Vorgesetzten, zum Freunde. Wie er das machte, ist

schwer zu sagen, wie es unmöglich ist, zu beschreiben, warum alle über ihn lachten und warum dieses Lachen niemals ungutmütig wurde. Wenn er auf dem Kasernenhof seine weichen Beine in die Luft warf und mit äußerster Energie die stumpfen Finger an die Mütze drückte, konnte kein Unteroffizier den Blick seiner Augen auffangen, ohne zum Lachen gerührt zu werden. Cohn war sich des Eindrucks, den er machte, nur zum Teil bewußt. Die andern Kameraden ließen sich doch mehr oder minder von einer gewissen Eitelkeit leiten. Sie hatten wenigstens bei der Erlernung der Anfangsgründe ein ziemlich sicheres Gefühl des Erfolgs und glaubten, die militärischen Leistungen irgendwie im Einklang mit ihrer sonstigen Persönlichkeit zu vollbringen. Bei Cohn fiel das vollständig fort. Wenn er zu militärischen Dingen überhaupt eine Stellung nahm, so war es sicher die, daß er hier etwas vollkommen außerhalb seiner Persönlichkeit Liegendes zu bewältigen habe. Er war bereit, seine Füße bis zur Nasenhöhe emporzuschleudern oder beim Kopfrollen sich den Hals auszurenken, aber mit ihm, Cohn, hatte das gar nichts zu tun. Er wunderte sich höchstens über die Taten, die er seinem ungeübten Körper abtrotzte, und dieses Wundern war ein einfach kindlich, gutes Lachen über sich selbst.

Überhaupt war die Fähigkeit, sich zu wundern, ein Kennzeichen auch dieses Ingeniums. Es gab unter den Rekruten einige, die sich freuten, eingezogen zu sein,

andere, die es bedauerten; die meisten folgten einer ernsten, unausweichlichen Pflicht. Cohn wunderte sich. Ohne eine Spur von Selbstironie konnte er ein Gespräch beginnen:

„Kannst du verstehen, daß man mich eingezogen hat?"

Und er glaubte, Gründe zum Sichwundern zu haben. Cohn war nämlich Schieber, wenn er sich auch einbildete, Finanzier zu sein. Nach seiner Angabe, die allerdings niemand nachgeprüft hat, hatte er etwa einige Dutzend Munitionsfabriken mit Kapital versorgt, und er konnte es nicht begreifen, daß das Vaterland mehr Wert auf seine militärischen als auf seine finanztechnischen Leistungen legte. Daher kam es, daß er sein soldatisches Tun aus einem ganz anderen Gesichtswinkel betrachtete, als es alle andern taten. Er hielt seine Soldatwerdung für einen Irrtum.

Und diese Art, zu sehen und zu fühlen, unterschied ihn von allen anderen. Für fast alle anderen war das private Leben unendlich weit zurückgestellt in dem Augenblick, da sich die Kasernentore hinter ihnen schlossen. Die sonst zärtlichsten Familienväter sah man höchst ungern Briefe an ihre Frauen schreiben; vielbeschäftigte Rechtsanwälte hatten einen fast endgültigen Strich unter ihre schwebenden Angelegenheiten gemacht. Die Geschäftsleute hatten, so gut es ging, ihr Haus bestellt und wollten nicht recht mehr was von ihren Sachen

hören, die sie ja doch nicht mehr in Händen hielten. Cohn war der einzige, der seine Geschäfte von der Kaserne aus leitete, wie ein Kaufmann, der für eine gewisse Zeit durch einen wehen Fuß an das Bett gefesselt ist. Jeden Abend nach dem Dienst sah man ihn schön lithographierte Briefbogen vor sich breiten, die er mit einer schwungvollen Kaufmannshandschrift geläufig beschrieb.

Im übrigen konnte er nicht den Mund aufmachen, ohne etwas von sich zu geben, was wie ein Witz belacht wurde und was dennoch von seiner Persönlichkeit aus menschlich echt war. Fast jeder Tag brachte einen neuen ‚Cohn', indem sich immer die sonderbare, ihm angeborene Neigung ausdrückte, mit dem Krieg Versteck zu spielen.

Einmal, als er gerade über seinen Briefen war, fragte ihn jemand:

„Wie geht's Geschäft, Cohn?"

„Danke, ich kann nicht klagen."

„Nun sag' aber, Cohn, was wird aus dem vielen Geld, wenn du nun fällst?"

Da strahlte Cohn über sein ganzes Gesicht und sagte mit einer wundervoll ausschließenden Geste:

„Cohn fällt nicht."

An einem andern Tag wurden in der Gewehrkammer die Gewehre verteilt. Jeder hing sich seine Waffe um oder trug sie einfach in seiner Hand. Cohn trug sie

in beiden Händen mit ausgestreckten Armen vor sich her.

„Cohn, was machst du mit deinem Gewehr?"

„Ich sicher's."

Cohn war für einige Tage auf die Kammer kommandiert, was für ihn genügte, um sich in der Kleidung vollkommen zu vernachlässigen. Die Kokarde seiner Mütze saß direkt über dem linken Ohr.

„Cohn, wie siehst du aus?"

„Wieso?"

„Du hast doch deine Mütze fast verkehrt auf —"

Er, mit einer unergründlich tiefen Geringschätzung seiner selbst:

„Ich bin doch auf Kammer."

Gegen das Ende der Ausbildungszeit ging er auf Urlaub. Offenbar war es ihm doch gelungen, die Obrigkeit von dem vaterländischen Interesse seiner Geschäfte zu überzeugen. Es dauerte etwas lange, bis man ihn wiedersah.

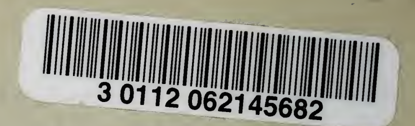
„Cohn — du lebst noch?" empfing man ihn. „Mensch, du warst doch mindestens vierzehn Tage weg!"

„Hab' ich was versäumt?"

Äußerungen dieser Art wurden zu Dutzenden von ihm erzählt. Juden und Christen belachten ihn und

mochten ihn gern, weil sein kindlich heißer Lebensdrang, sein wahrlich nicht heldenhaftes, aber immer unverfälschtes Menschsein so unmittelbar in jeder Sekunde äußerungsbereit sich kund tat.

Cohn hat übrigens recht behalten: er ist nicht gefallen. Wenige Tage, nachdem er an die Front gekommen war, erkrankte er und starb, bevor man ihn in ein Heimatslazarett bringen konnte.



Gedruckt in der
Hof-Buch- und -Steindruckerei
Dietsch & Brückner in Weimar